Unterwegs und Daheim.

L. Gnade.

# Kleinstädtische Geschichten.

—Erster Band.—

Breslau, S. Schottlaender.

E. Gnade.

Kleinstädtische Geschichten.

Erster Band.

# Kleinstädtische Geschichten

von

E. Gnade.

Erster Band.

Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.
Leipzig: E. F. Steinacker. 1897. New-York: Gustav E. Stechert.

# Nach Hause!

## I.

„Also, mein verehrter Herr Oberlehrer, um die Hauptsache noch einmal zu wiederholen: ich halte es für unumgänglich nothwendig, daß Sie so bald als möglich Urlaub nehmen, nach Berlin reisen und dort einen Specialarzt aufsuchen. Es wird für Sie und mich eine Beruhigung sein, wenn Sie bei Ihrem complicirten Leidenszustande eine erste Autorität befragen und von dieser hoffentlich die Versicherung entgegennehmen, daß Sie bei geeigneten Maßregeln in absehbarer Zeit wieder zum gesunden Manne werden können. Auch rathe ich Ihnen dringend, sich gleich mindestens für vier bis sechs Wochen frei zu machen, damit nöthigenfalls sofort eine Badekur oder

längere klinische Behandlung begonnen werden kann.“

Oberlehrer Rüdiger hatte schweigend zugehört, während sich ein deutlicher Ausdruck von Bestürzung und Unbehagen auf seinem Gesichte ausprägte — einem schmalen, klugen Gesichte mit früh ergrautem Schnurrbart und feinen Leidenslinien um Augen und Mund. Als der Arzt inne hielt, sah er diesen unruhig an.

„Aber das ist unmöglich, Herr Sanitätsrath, das geht durchaus nicht“ —

„Wenn ich Ihnen sage, daß es gehen muß?“ warf der behäbige, kleine Herr mit merklicher Schärfe ein.

„Bedenken Sie doch nur,“ fuhr Rüdiger mit nervöser Handbewegung fort, „wir haben seit einem Vierteljahr den neuen Director — natürlich ist im Lehrplan Manches geändert — es sind Neuerungen eingeführt, in die wir Alle uns erst hineinarbeiten müssen — was würde es da für einen Eindruck machen,

wenn ich mich jetzt auf längere Zeit verabschiedete! Und hier im Hause liegen die beiden Kinder noch an den Masern krank — meine Frau könnte mich nicht einmal begleiten. Ja, schließlich, ich muß Ihnen gegenüber ganz offen sein: schon die pecuniäre Seite würde mir Schwierigkeiten machen — große Schwierigkeiten sogar. Sie wissen wohl" —

„Ich weiß, mein bester Herr Oberlehrer, daß Sie Jahr für Jahr in aufreibender Berufsarbeit thätig sind, um für den engeren und weiteren Kreis Ihrer Familie sorgen zu können, und daß Sie sich selbst dabei keinerlei Erholung und Ausspannung gönnen. Ich glaube, Sie sind in den zwölf Jahren, in denen ich die Ehre und Freude habe, Sie zu kennen, kein einziges Mal aus diesem elenden kleinen Neste ausgeflogen!"

„O doch," warf Rüdiger mit feinem, stillem Lächeln dazwischen, „mehrmals bezogen wir während der großen Ferien eine Sommerwohnung in der Försterei."

„Nun ja," erwiderte der Sanitätsrath trocken, „Sie wollen mich aber hoffentlich nicht glauben machen, daß es eine Erfrischung für Sie war, vier Wochen lang mit dem ganzen Kindergewimmel zusammen in zwei engen Stübchen zu hausen. Nein, nein, verehrter Herr, wir sind jetzt auf dem Punkte angelangt, wo ich darauf bestehe, daß etwas Gründliches für Sie selbst geschieht. Sie müssen ja fühlen, daß es so nicht weiter geht. Und wenn Sie durchaus nicht an Ihre eigene Person denken wollen, dann denken Sie an die Ihrigen, die einen gesunden Familienvater recht nöthig gebrauchen können."

Rüdiger seufzte und schwieg. Der Arzt erhob sich.

„Also leiten Sie, bitte, Alles ein; ich komme in den nächsten Tagen wieder, um zu hören, wann Sie reisen, und Verhaltungsmaßregeln mitzugeben. Dann sehe ich mir auch die kleinen Patienten noch 'mal an. Bitte sehr, bleiben Sie

ruhig im Zimmer — keine Umstände. Ich finde meinen Weg."

„Sind Sie auch mit einem Schirm versehen? Es regnet" —

„Keine Sorge, habe Alles, was ich brauche. Guten Morgen!"

Die beiden Männer schüttelten sich die Hände; die Thüre schloß sich hinter dem Arzte, und sein fester, ruhiger Tritt hallte durch den Corridor.

Für einige Augenblicke sank Rüdiger in seinen Sessel zurück. Dann erhob er sich mit langsamen, vorsichtigen Bewegungen und trat an's Fenster. Gegen ein altmodisches Cylinderbüreau gelehnt, die Arme über der Brust verschränkt, blickte er gedankenvoll hinaus.

Vor ihm lag der Marktplatz des Städtchens mit dem Rathhause in der Mitte. Der Himmel war gleichmäßig grau; ein durchdringender, feiner Regen rieselte bei windstiller Luft stetig und unaufhörlich herab. Trotzdem war der Platz nicht menschenleer; denn, wie immer in

den Vormittagsstunden eines Freitag, belebte ihn das Getriebe des Wochenmarktes. Was aber bei hellem Sonnenschein einen munteren, gedeihlichen Eindruck machen konnte, nahm sich heute trübselig und kümmerlich aus. Am Rande des schmalen Bürgersteiges saß eine Reihe von Händlerinnen unter großen Schirmen; Körbe mit frischem Gemüse und kleine Stände mit Blumentöpfen und gebundenen Sträußen waren rings umher aufgebaut. Einzelnes hatte man vor dem Regen durch nicht eben saubere Tücher geschützt; das Uebrige war durch die Nässe unansehnlich geworden. Besonders die Primeln und Vergißmeinnicht, die in steifen Bündeln aufgestapelt lagen, ließen jämmerlich ihre Köpfe hängen. Die allgemeine Kauflust hatte zu dieser vorgerückten Stunde bereits nachgelassen. Nur einzelne, besonders speculationslustige Hausfrauen glaubten die übrig gebliebenen Waaren jetzt billiger bekommen zu können, und ihr Handeln und Feilschen gab sich

durch die Länge des Gesprächs nebst begleitenden Gesten zu erkennen. Lebhafter ging es noch auf der anderen Straßenseite zu, wo um das Rathhaus herum die Eier-, Fisch- und Butterverkäufer sich niedergelassen hatten. An den Außenwerken begann die ganze Sache sich bereits aufzulösen. Bauern lenkten ihre einspännigen Kastenwagen durch das Gedränge, um fortzuräumen und aufzuladen; ein Polizist überwachte die Behandlung des lebenden Geflügels, und so oft es zu Meinungsverschiedenheiten kam, drang der rohe Ton heftiger Anrufe und zungenfertiger, halb polnischer Gegenreden bis in das Zimmer des stillen Zuschauers.

Nebenan ertönte das einförmige Surren einer Nähmaschine; dazwischen klirrte Jemand mit Tellern und Schüsseln. Ab und zu wurden auch helle Kinderstimmen und scharfe, scheltende Bemerkungen laut.

Rüdiger wußte: seine Frau saß dort;

unter ihren nie ruhenden Händen entstand irgend ein neues Kleidungsstück, während sie zu gleicher Zeit auf ihre beiden Jüngsten Acht gab und das Hausmädchen beim Tischdecken anleitete.

Er empfand in dieser Stunde, als hätte es seit Menschengedenken für sein Auge und Ohr nichts Anderes gegeben, als das kleinstädtische Treiben draußen und das Geräusch des häuslichen Räderwerkes drinnen.

Sie waren Beide in diesem abgelegenen, östlichen Grenzstädtchen geboren; er als der Sohn des damaligen Gymnasialdirectors und sie als die Tochter eines kleinen Kaufmanns. Schon als Schüler hatte er den lieblichen Backfisch in's Herz geschlossen, und ehe er zur Universität ging, schwuren sich Beide ewige Treue. Dann studirte Rüdiger in Berlin Philologie, erledigte dort auch die nothwendigen Prüfungen und genoß daneben, glühend von Begeisterung, alles Große und Schöne, das mit bescheidenen

Mitteln eben zu genießen war. Sein Wunsch und Streben ging dahin, sich später als Privatdocent für Alterthumswissenschaft in der Großstadt niederzulassen.

Kurz vor dem letzten Examen verlor Rüdiger seinen Vater, und beinahe zur selben Zeit machte Marien's Vater Bankerott. Die Geliebte mußte eine Stelle als Stütze der Hausfrau annehmen und befand sich mit den Ihrigen in den traurigsten Verhältnissen. Da galt es nun, allen hochgespannten Plänen für immer zu entsagen, um möglichst schnell zu Amt und Brot zu kommen. In der Heimat, an der Lehranstalt, die Rüdiger's Vater so lange geleitet, waren seine eigenen Aussichten naturgemäß am günstigsten, und so bewarb er sich dort um eine Anstellung, die ihm auch in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu Theil wurde. Mit Hilfe seines ererbten kleinen Vermögens konnte er eine anspruchslose Häuslichkeit begründen und sein junges Weib heimführen.

Jetzt kamen Jahre — reich an gegenseitiger Liebe, aber auch überreich an Sorgen und Entbehrungen, welche diese Liebe allmählich ihres Feiertagszaubers entkleideten. Gehalt und Zinsen reichten gerade hin, um bei strenger Sparsamkeit und Bedürfnißlosigkeit ohne Schulden durchzukommen. Da mußten nun aber auch Mariens Eltern unterstützt werden; da gab es Geschwister, deren Ausbildung nicht ohne Zuschuß bewerkstelligt werden konnte. Rüdiger mußte nothgedrungen die Arbeitskraft, welche ihm die Schule übrig ließ, durch Privatunterricht auf's Aeußerste anspannen und trotzdem mehr als einmal das Capital angreifen, das ihrem ganzen Dasein noch einen sicheren Rückhalt gab.

Seiner Frau fiel die Aufgabe zu, mit geringen Mitteln den Haushalt zu führen, die Ansprüche und Bedürfnisse einer heranwachsenden Kinderschaar zu befriedigen und nach außen hin immer einen gewissen standesgemäßen Anstrich aufrecht zu erhalten.

Sie erfüllte diese Aufgabe mit musterhafter Bravheit und Geschicklichkeit. Daß sie selbst dabei nicht nur äußerlich früh verblühte, sondern auch an Reiz und Feinheit des Empfindens einbüßte — daß ihre Interessen schließlich nicht mehr über Familie und Häuslichkeit hinausgingen — wer hätte sich darüber wundern mögen? Eine bedeutende Natur war sie niemals gewesen, und die kleine Stadt bildete ihr eigentliches Element. So hatte sie wohl unter materiellen Sorgen, aber niemals unter der geistigen Enge ihres Lebens gelitten.

Rüdiger hatte schwerer daran zu tragen gehabt. Anfangs war die Sehnsucht nach einem volleren, reicheren Dasein in seiner Brust oft zu zehrender Verzweiflung angeschwollen. Sie hatte ihn in schlaflosen Nächten gepackt, daß er wie ein Wüthender hätte auffahren und die Fesseln zersprengen mögen, die ihn einschnürten. Wenn irgend eine große Nachricht in diesen abgeschiedenen Winkel

drang und am Stammtisch ein zahmes, kleines Echo erweckte, stürmte Rüdiger stundenlang durch den einsamen Kiefernwald. Er wurde Mitglied eines hauptstädtischen Kunstvereins und suchte durch Zeitungen, Zeitschriften und Brochüren Fühlung mit einer größeren Geisteswelt zu behalten. Aber dieser Luxus war nicht durchzuführen, und in demselben Maße, als Rüdiger's Kraft bis zur Erschöpfung angestrengt wurde, sank die heiße Unruhe seines Innern in den schweren Schlaf der Betäubung. Er klammerte sich an die stillen Freuden, die sein Familienleben ihm gewährte, und konnte schließlich ganz zufrieden sein, wenn er Sonntag Nachmittag mit Frau und Kindern im Schützengarten bei den Klängen einer mittelmäßigen Stadtkapelle Kaffee trank.

Eine, wie es Rüdiger heute schien, unabsehbare Reihe von Jahren war in dieser Weise dahingegangen. Er hatte zuletzt nie mehr daran gedacht,

daß dieser Zustand sich noch einmal ändern könnte.

Allmählich hatte sich dann das böse chronische Leiden entwickelt, durch das er zum siechen Manne geworden war.

Und nun trieb ihn der Ruf seines Arztes, dem er gehorchen mußte, wenn er nicht eine Pflicht gegen die Seinigen verletzen wollte, noch einmal in die Welt hinaus!

Während Rüdiger's Auge allerlei Gleichgültiges, Altbekanntes betrachtete, kreisten seine Gedanken unaufhörlich um diesen Mittelpunkt. Aber die möglicher Weise entscheidende Bedeutung, welche diese Reise für ihn selbst hatte, trat hinter quälende Nebensorgen zurück: wie der Director sein Urlaubsgesuch aufnehmen — wer ihn vertreten, und wie viel die ganze Unternehmung etwa kosten würde — welches Papier er ohne Cursverlust in dieser Zeit verkaufen könnte.

Inzwischen war draußen heftig geschellt worden; hurtige Kinderfüße waren

durch den Corridor getrappelt, und die Stimmen im Nebenzimmer hatten einen merklichen Zuwachs erhalten. Jetzt öffnete sich die Thüre ein wenig, und zwei roth-bäckige, kleine Gesichter guckten hervor.

„Vater, die Suppe ist da!"

„Vater, Du möchtest zu Tisch kommen!"

Als Rüdiger den zum Wohn- und Eßzimmer dienenden Raum betrat, eilte seine Frau aus der Küche herbei. Sie stellte sich gleich den Andern hinter ihren Stuhl, faltete die Hände, während eins von den Kindern das Tischgebet sprach, und hob, als das andächtige ‚Amen' kaum verklungen war, den Deckel von der Terrine.

„Na, Väterchen, wie fühlst Du Dich heute? — Willy, schäme Dich, Du hast Dir nicht die Hände gewaschen! Mein Gott, ich kann doch die Augen nicht überall zugleich haben! — Was sagte der Doctor denn? Ich wollte auch gerne herein-kommen, aber die Kinder ließen mich

nicht weg. — Mieze, wie hältst Du wieder den Löffel! Sieh' mal: da ist gleich ein Fleck auf's Tischtuch gekommen, und wir haben erst Mittwoch. Nimm Dich doch in Acht! — Nun entschuldigt nur einen Augenblick; ich muß Karl und Friedchen eben ihre Suppe bringen. Mieze, Du kannst 'mal sehen gehen, ob die Jette schon Vaters Beefsteak auf der Pfanne hat. Ich komme auch gleich hin, damit sie nicht wieder Unsinn macht!"

Frau Marie hatte inzwischen ihren eigenen Teller geleert, während Rüdiger noch bei den ersten Löffeln war, und huschte nun mit einem Theebrett in's Krankenzimmer.

Ihre Familie war an derartige Mahlzeiten gewöhnt, und Rüdiger hatte sie stets sehr ungemüthlich gefunden, aber das Filetbeefsteak, das seine Frau ihm nach einigen Minuten vorsetzte, war von unübertrefflichem Wohlgeschmack. Gott mochte wissen, wie sie es möglich machte, für den Leidenden immer noch etwas,

besonders Gutes und Nahrhaftes herzustellen! Auch die Kinder ließen sich ihre einfachere, derbere Kost vorzüglich schmecken.

Neben Rüdiger saß der siebenjährige Arnold — ein schlanker Bursche mit schlicht herabfallendem blonden Haar und leuchtenden braunen Augen. Der Vater konnte sich's nicht versagen, ihm ab und zu vom eigenen Teller einen saftigen Bissen in den Mund zu schieben. Er hegte im Stillen ein ganz besonderes Gefühl für dieses Kind. Arnold lernte mit spielender Leichtigkeit und außergewöhnlichem Eifer; er hatte schon seit Jahresfrist poetische Versuche zu Tage gefördert, welche für seine Geschwister die willkommene Zielscheibe stets erneuter Neckereien bildeten. Seine Stoffe entnahm er hauptsächlich der griechischen Geschichte, da Beckers Erzählungen aus der alten Welt augenblicklich seine Lieblingslectüre ausmachten. Mehrmals hatten unvermuthete Gedanken aus diesem kleinen

Kopf den Vater, der sie zu beurtheilen verstand, auf's Aeußerste überrascht. Aber diesen fesselten nicht die geistigen Anlagen allein, sondern mehr noch die sonnige, sieghafte Lebensfreude, die im Innern des Knaben herrschte und sich beständig in Ausdruck, Haltung und Benehmen offenbarte. Harmlos, frisch und natürlich im Verkehr mit seinen Altersgenossen, allen körperlichen Uebungen leidenschaftlich ergeben, bewahrte er stets dabei etwas Unbewußt-Ueberlegenes. So gewann er sich alle Herzen, und sein lebendiges, strahlendes Gesicht erregte selbst auf der Straße die Aufmerksamkeit des Fremden.

Erst eine Stunde nach Tisch fand Rüdiger seine Frau genügend entlastet, um sie auf einige Minuten in sein Zimmer zu bitten. Ueberrascht ging sie ihm in ihrer hastigen Art voraus und blieb stehen, während er in seinem Sessel Platz nahm. Als er aber anfing, von dem Verlangen des Arztes und der bevorstehenden Reise

zu sprechen, trübten sich alsbald Frau Marien's gutmüthige, blaue Augen; es zuckte um ihren Mund, und sie brach in bitterliches Weinen aus. Rüdiger mußte trösten.

„Na, meine Gute, Alte, nimm es nicht so tragisch! Diese Fahrt macht mich vielleicht wieder gesund."

„Ach Gott," schluchzte sie, „wenn es nur nicht schlimm mit Dir steht! Was sollen wir anfangen!"

„Nein, nein, es ist nur der Sicherheit wegen —"

„Und nun sind die Kinder noch krank — ich kann Dich nicht begleiten — nicht für Dich sorgen —"

„Das sollst Du auch nicht. Hoffentlich bin ich in ein paar Tagen wieder zurück."

„Wann willst Du denn fahren?"

„Der Sanitätsrath meinte, so bald als möglich. Wenn ich Urlaub bekomme, vielleicht Dienstag."

Frau Marie fuhr empor.

„Dienstag schon? Du meine Güte, da muß ich vorher noch für Dich apart waschen lassen; mit den Taschentüchern kommst Du sonst in Verlegenheit. Es ist ein wahres Glück, daß man schon draußen trocknen kann. Aber heute Abend müssen wir auf jeden Fall einweichen. Ich will die Wäsche nur gleich aussuchen und aufschreiben!"

Mit dem klappernden Schlüsselkörbchen am Arm eilte die brave Hausfrau von dannen.

Als Rüdiger ihr gedankenvoll nachblickte, bemerkte er Arnold, der sich mit einem zusammengefalteten, weißen Papier in der Hand verlegen an der Thüre herumdrückte.

„Nun, Junge," sagte er freundlich, „willst Du Etwas von mir?"

Arnold kam langsam näher.

„Ja, Vater, ich möchte gern — ich hab' wieder ein Gedicht gemacht — Jemandem muß ich's doch vorlesen, und die Brüder lachen immer so darüber —"

Rüdiger strich ihm zärtlich über das glatte Haar.

„Da lies mir Dein Opus vor; ich hör' es gerne und lache Dich nicht aus.“

Arnold trat ein paar Schritte zurück, entfaltete seinen Zettel und las mit höchstem Pathos:

### Priamus' Tod.

„Neoptolemus, Du harter,
Sieh mich an und dann entscheide;
Lass' mich, lasse mich in Frieden,
Kindermörder, schändlicher!“
Sprach's und warf die spitze Lanze —
Matt prallt ab die schwache Lanze
Von des Jünglings starker Rüstung,
Und der Jüngling wird gereizt.
Spricht: „Es soll Dich noch gereuen!“
Und mit einem raschen Streiche
Trennt das Haupt er von dem Rumpf ihm.

Rüdiger bemühte sich, sein Ergötzen nicht zu verrathen und klopfte den siebenjährigen Dichter ermunternd auf die Schulter.

„Ei, das ist ja garnicht so übel, Arnold. Aber weißt Du: am Ende ist's

kein Wunder, daß der Jüngling bei solcher Behandlung „gereizt“ wird.“

Arnold zeigte eifrig mit dem Finger auf einige Verszeilen.

„Sieh’ mal, Vater: gefällt Dir das nicht ganz gut mit der Lanze? Wie der König Priamus sie in der Hand hält, kommt sie Einem noch ganz gut und stark vor, aber wie er sie gegen den Neoptolemus geworfen hat, merkt man’s doch, daß sie schwach ist. Und die Reihen, weißt Du, die hab’ ich gerade so gemacht, wie in Herder’s Cid — den lasen sich die Brüder neulich ’mal des Abends vor.“

---

## II.

„Bahnhof Friedrichstraße", verkündigten ungeheure Buchstaben im Innern der mächtigen Glashalle, und Rüdiger raffte eiligst seine Sachen zusammen, um das Coupé zu verlassen.

Betäubender Lärm schallte ihm entgegen; Hunderte drängten, stießen und schoben sich an einander vorüber, um hier einzusteigen und dort die Ausgangstreppe zu gewinnen. Auf der anderen Seite brauste ein Ringbahnzug von Westend heran, dem Ströme von Vergnügungsfahrern entquollen. Rüdiger wurde es dunkel vor den Augen, und nur mit Mühe erreichte er die unteren Säle, in denen Raum zum Ausruhen und Athemschöpfen war.

Es war ein böser Tag für ihn gewesen. Um mit Hilfe der Zweigbahn Vormittags Anschluß an den durchgehenden Tagesschnellzug zu erreichen, hatte er in den ersten Morgenstunden aufbrechen müssen. Nervöse Erregung hatte die Schmerzen gesteigert und ihm in schlafloser Nacht die bevorstehende Unternehmung als etwas Ungeheures erscheinen lassen. Um drei Uhr aus unruhigem Halbschlummer emporschreckend, hatte er gesehen, wie die Thüre zum Nebenzimmer offen stand, die Lampe einen freundlich gedeckten Kaffeetisch erhellte und Frau Marie mit ihrem Häkelzeuge hinter der brodelnden Maschine saß. Bei Rüdiger's erster Bewegung hatte sie in die dunkle Schlafstube hineingerufen: „Fünf Minuten kannst Du noch liegen bleiben; ich habe die Uhr neben mir und passe auf!"

Dann war der letzte Abschied von den schlafenden Kindern gekommen, und als Rüdiger Arnold's warme Wange geküßt, hatte eine Stimme in seiner Brust

gesprochen: „Um Deinetwillen möchte ich weiterleben.“

Frau Marie hatte sich's selbstverständlich nicht nehmen lassen, den Gatten zur Bahn zu geleiten. Auf dem Gange durch die morgenkühlen, leeren Straßen hatte sie nochmals all' ihre wortreichen, eindringlichen Ermahnungen in Bezug auf sein körperliches Wohl wiederholt; als er dann aber wirklich, zur Abfahrt bereit, am Coupéfenster gestanden hatte, war ihr die Stimme in Schluchzen gebrochen.

„Gott behüte Dich, Gott behüte Dich,“ hatte sie hinter ihrem Taschentuch hervorgestammelt, „lass' es Dir gut gehen — schreibe bald — soll ich die Kinder noch grüßen?“

Dem beklemmenden Abschiednehmen war die lange, erschöpfende Reise gefolgt, bei welcher auf den harten Holzbänken der dritten Klasse jede Erschütterung peinvoll durch Rüdiger's siechen Körper drang. Von den belegten Brödchen und sonstigen Erfrischungen, mit denen seine

Frau ihn vorsorglich versehen hatte, war Nichts über seine Lippen gekommen. Um ihn herum hatte sich eine Gesellschaft stämmiger Viehhändler breit gemacht, die den engen Raum mit rohem Geschwätz und dem Rauche schlechter Cigarren erfüllten.

Als aber der Zug begonnen hatte, schneller und schneller seinem Ziele entgegenzurasen — als langgezogene, heulende Pfiffe erklungen und verschwommene Häusermassen in der Ferne aufgetaucht waren — da hatte sich des innerlich einsamen Reisenden eine Erregung bemächtigt, die augenblicklich alle Qual vergessen ließ. Es war ihm gewesen, als spürte er bereits wieder in seiner verdursteten Seele den Hauch der gewürzigen, reichen, von allen Genüssen und Anregungen gesättigten Großstadtluft.

Das Familienpensionat, in dem Rüdiger ein Zimmer für sich bestellt hatte, lag nur wenige Minuten vom Bahnhof entfernt, und jener konnte, nachdem

er einem Gepäckträger die Sorge für seinen Koffer anvertraut hatte, den kurzen Weg zu Fuß zurücklegen. Dann waren freilich noch drei Treppen zu erklimmen, die aber mit ihren niedrigen, teppichbelegten Stufen weniger Anstrengung verursachten, als eine einzige Treppe daheim.

Oben erwartete den erschöpften Reisenden ein geräumiges, dämmeriges Zimmer, von dem eine Glasthüre auf einen kleinen Balkon hinausführte. Nach kurzer Rast und Stärkung trat Rüdiger dorthin, athmete in durstigen Zügen die weiche Frühlingsluft ein und hielt Umschau.

Fast unabsehbar dehnte sie sich vor seinen Blicken aus — die gewaltige Stadt voll fluthenden Lebens, die ihm seine Jahre der Jugend und des Genusses verkörperte. Da grüßte ihn wieder die altvertraute Gestalt der Siegesgöttin, und ihr goldenes Gewand strahlte im röthlichen Glanz der Abendsonne. Zwischenliegende Häusermassen verbargen dem Auge das unharmonische Größenverhältniß des ganzen

Monumentes, sodaß die leuchtende Viktoria wie ein Schutzengel über der Hauptstadt der Hohenzollern zu schweben schien. Aber in geringer Entfernung von ihr — Rüdiger starrte wie geblendet darauf hin — erhob sich eine niegesehene, mächtige Kuppel, welche die Siegessäule noch überragte und ebenfalls leuchtete, wie aus lauterem Golde geformt. Sie trug eine weithin strahlende Kaiserkrone. Rüdiger machte sich klar, daß diese Kuppel zum neuen Reichstagsgebäude gehören müßte, von dem er kürzlich eine Abbildung in der „Illustrirten Zeitung" gesehen hatte. Der Anblick erschütterte ihn seltsam, gleich, einem Wahrzeichen, daß über der alten Zeit, die er hier mit durchlebt hatte, inzwischen eine neue, fremde emporgestiegen war.

Die hundertfachen verschiedenen Laute der Großstadt vereinigten sich für die Entfernung zu einem gleichmäßigen, dumpfen Brausen, das beinahe feierlich an das Ohr des einsam Lauschenden drang.

Seitwärts zurückblickend, konnte er in die große, dunkle, halbkreisförmige Oeffnung des Bahnhofes hineinsehen. Auch dort schien es niemals stille zu werden; Eisenbahnzüge brausten hinein und heraus, schrille Pfiffe ertönten von Minute zu Minute, und stets sah Rüdiger eine dichte Menschenmenge in dem riesenhaften, matt erleuchteten Raume umherwogen.

Den an Ruhe und Enge gewöhnten Mann ergriff dieses rastlose Hasten und Treiben als etwas Gewaltiges, Ungeheures. Die Fülle des Lebens und der Gedanke an alle die Tausende, welche hier im Großen schaffen, kämpfen und genießen konnten, überwältigte ihn. Der dumpf verworrene Ton, der auch Nachts nicht verstummte, begleitete ihn in seine fieberhaften Träume.

## III.

In dem Wartezimmer des bekannten Specialarztes befanden sich etwa zwanzig Personen. An den Wänden entlang saßen sie schweigsam auf rothen Plüschsophas nebeneinander oder standen in der Nähe der Fenster umher. Schwerkranke starrten theilnahmlos vor sich nieder; Andere hatten nach ausgelegten Prachtwerken gegriffen, um die böse Zeit der Erwartung ein wenig zu verkürzen.

In der Nähe der Thüre stand ein Bedienter, welcher, so oft ein Besucher das Sprechzimmer verließ, eine von den Nummern ausrief, die er zuvor jedem Ankommenden überreicht hatte. So vollzog sich Alles in geschäftsmäßiger Ordnung.

Rüdiger gehörte zu den Letzten und hatte fast zwei Stunden zu warten. Erst

jetzt empfand er die ganze Bedeutung der bevorstehenden Consultation. Es !egte sich wie ein Alb auf seine Brust.

Endlich kam der Augenblick, wo Rüdiger's Nummer genannt wurde und der Diener jene Thür auch für ihn öffnete.

Drinnen lehnte ein mittelgroßer, vollbärtiger Mann an einem mächtigen Diplomatentisch und seine klugen, scharfen Augen sahen dem Eintretenden hinter grauen Brillengläsern ruhig entgegen. Er neigte höflich den Kopf zum Gruß, während Rüdiger seinen Namen nannte und einige einleitende Worte sprach, nahm dann den Brief des Sanitätsraths in Empfang, las ihn langsam durch und that eine Reihe knapper, sachlicher Fragen, die Rüdiger möglichst in gleicher Weise beantwortete.

Hierauf begann die ärztliche Untersuchung. —

Als sie beendet war, forderte der Professor Rüdiger auf, Platz zu nehmen und setzte sich ihm gegenüber. Unruhig

blickte der Kranke in das undurchdringliche Gesicht des berühmten Arztes.

Eine schwarze Marmoruhr tickte auf dem Kaminsims; das Geräusch der Straße klang gedämpft herauf.

Der Professor fing an zu sprechen. Er gab zunächst seine Diagnose des vorliegenden Krankheitsfalles. Die Worte flossen ihm leicht und glatt von den Lippen. Rüdiger hörte gespannt zu, aber es war, als breitete die wachsende innere Erregung einen Schleier über sein Begriffsvermögen, sodaß er den fachwissenschaftlichen Ausführungen nur mit Mühe folgen konnte.

Ueber seine Prognose ging Professor F. mit einigen raschen, fast undeutlich gesprochenen Sätzen hinweg, um sich dann ausführlich über die unter solchen Umständen gebotene Diät und Lebensweise zu verbreiten.

Zwischenein notirte er mehrere Verordnungen auf Receptpapier, das ihm bequem zur Hand lag, erhob sich dann,

reichte Rüdiger die beschriebenen Zettel hin, gab ihm die Hand und sagte:

„Nun, ich hoffe, geehrter Herr Oberlehrer, daß diese Mittel noch eine merkliche Erleichterung Ihres Zustandes herbeiführen werden. Im Uebrigen können Sie, wie gesagt, ruhig wieder nach Hause fahren, da ich mit der Behandlung Ihres dortigen Arztes im Wesentlichen übereinstimme."

Rüdiger empfand, daß er entlassen wäre, und ein dunkles Gefühl der Enttäuschung begann sich seiner zu bemächtigen. Die ganze Zeit über war es ihm gewesen, als ob die Hauptsache noch kommen müßte, und nun hatte er umsonst darauf gewartet!

Mechanisch fragte er den Professor, wie viel er schuldig wäre, und legte die Goldstücke auf das grüne Tuch des Schreibtisches; mechanisch stattete er seinen Dank ab und wandte sich zum Gehen.

Aber schon auf der Treppe kam es ihm stärker und stärker zum Bewußtsein,

daß etwas Unersetzliches versäumt worden war, als er nicht gefragt hatte, wie der Professor über seine endliche Herstellung dächte.

Mit diesem Gedanken trat er aus dem halbdunklen Treppenraum auf die breite, lichtdurchfluthete Straße hinaus.

Und jetzt — wohin?

„Sie können ruhig nach Hause reisen“ hatte der Professor gesagt.

Seltsam — Rüdiger klang es wie eine tactmäßige, einförmige Melodie fort und fort im Ohr: „ruhig nach Hause — ruhig nach Hause.“

Und gleich einem Blitzstrahl traf ihn plötzlich die Erkenntniß, was diese Worte für ihn bedeuteten. Er blieb wie festgewurzelt stehen.

Wen behält der Arzt unter seinen Händen? Leidende, die noch zu heilen sind. Wen schickt man heim? Gesunde, denen geholfen oder Kranke, denen nicht mehr zu helfen ist.

Und zu diesen Letzten gehörte er selbst.

Der Professor hatte sich deutlich — o, ganz deutlich! — ausgedrückt, und Rüdiger war der Thor gewesen, der ihn nicht sogleich verstanden hatte.

Ruhig nach Hause — ruhig nach Hause — das war sein Todesurtheil.

Ein bitterer Zorn gegen den Fremden stieg in ihm empor. Warum hatte Jener so verwünscht gewunden und unbestimmt gesprochen? Rüdiger wollte Wahrheit haben — schonungslose, rücksichtslose Wahrheit — er wollte erfahreu, wie lange es nach wissenschaftlichem Ermessen noch mit ihm dauern könnte, und ob er in der letzten Zeit noch viel zu leiden haben würde.

Er mußte umkehren, den Mann noch einmal aufsuchen und ihn zwingen, Rede zu stehen!

In diesem Augenblick kam der Professor die Treppe herunter, um eine seiner täglichen Berufsfahrten zu beginnen. Das elegante Coupé wartete bereits vor der

Thüre. Er beschäftigte sich beim Heraustreten mit dem Zuknöpfen seiner perlgrauen Handschuhe und blickte unangenehm überrascht empor, als eine Gestalt ihm den Weg vertrat.

„Verzeihen Sie, Herr Professor" — Rüdiger's Stimme klang heiser vor Aufregung.

„Ah, Herr Oberlehrer," der Arzt zwang sich zu einer freundlich-theilnehmenden Miene und trat unwillkürlich in den Flur zurück.

„Wünschen Sie noch eine Auskunft von mir? Ich bin allerdings im Begriff —"

„Ihre Zeit soll nicht lange in Anspruch genommen werden." stieß Rüdiger heraus. „Nicht wahr, Sie halten mein, Leiden für unheilbar? Sie betrachten mich als einen Todes-Candidaten? Bitte, ohne Umschweife — ohne Ausflüchte — ja oder nein?"

Der Professor vergab den herrischen Ton, als er das unheimlich blasse Gesicht

sah, das in nervöser Schwäche zuckte. Trotzdem antwortete er mit merklicher Kühle:

„Ich glaubte Ihnen bereits oben begreiflich gemacht zu haben, Herr Oberlehrer, daß es für die Krankheit, an der Sie leiden, nach dem augenblicklichen Stande unserer medicinischen Wissenschaft allerdings keine völlige Heilung giebt. Dabei halte ich es aber keineswegs für ausgeschlossen, daß Sie noch bessere — ganz erträgliche Zeiten haben können."

„Und wie lange, meinen Sie — wie lange habe ich noch zu leben?"

Der Professor räusperte sich.

„Mein bester Herr Oberlehrer, diese Frage ist unmöglich mit auch nur annähernder Sicherheit zu beantworten. Es wird immer Fälle geben, wo die Natur —"

„Nach Ihrer Schätzung, bitte, Herr Professor, nach Ihrer Schätzung!"

„Wie ich das Fortschreiten Ihres Leidens beurtheile, etwa — sechs bis acht Monate. Nun," setzte er schnell

hinzu, „wir wollen das Beste hoffen. Beobachten Sie nur recht gewissenhaft Alles, was ich für Sie notirt habe — körperliche Ruhe und Schonung vor allen Dingen. Und jetzt — Sie entschuldigen wol —"

Rüdiger trat sogleich zurück.

„Ich danke Ihnen, ich habe Alles erfahren, was ich wissen wollte."

Der Professor schüttelte dem bleichen Manne noch einmal die Hand und stieg in seinen Wagen. Sofort machte der theilnehmende Ausdruck in seinem Gesicht wieder einer gewissen behaglichen Gleichgiltigkeit Platz. Rüdiger war für immer aus seinem Gedankenkreise verschwunden.

Unterdessen schritt Jener langsam weiter, ohne zu wissen oder zu merken, wohin.

So gelangte er aus der Königgrätzer Straße auf den Potsdamer Platz, und hier machte die Wirklichkeit gebieterisch ihre Ansprüche geltend. Rüdiger mußte aufmerken und beobachten, um durch das

unentwirrbare Gewühl seinen Weg nach der Leipziger Straße fortzusetzen. In dem glänzenden Lichte eines sommerlich warmen Frühlingstages hatte das Fluthen und Treiben der Großstadt etwas Berauschendes. Ueberfüllte Pferdebahnen — zahllose, vornehme Privatwagen — hellfarbige Damenkleider — vor den Conditoreien vollbesetzte Tische im Freien — die Alleen der Potsdamer und Bellevue-Straße im ersten hellen Blätterschmuck prangend — Sonnenschein und Blumenduft allenthalben!

Auch Rüdiger nahm einem barhäuptigen kleinen Jungen ein paar Maiglöckchensträuße ab und dachte im Weitergehen daran, wie grämlich und kümmerlich sich der Frühling bisher im Osten ausgenommen hatte. Ueber diese Glücklichen war bereits das ganze Füllhorn seiner Gaben ausgeschüttet worden.

In der Leipziger Straße konnte Rüdiger ebenfalls nur langsam vorwärts kommen; denn eine dichte Menschenmasse

schob sich vor dem Eingange des alten Reichstagsgebäudes zusammen. Schutzleute mußten die Ordnung aufrecht erhalten und für einzelne Abgeordnete Platz schaffen, die dann im Bewußtsein ihrer bevorzugten Stellung stolz erhobenen Hauptes im Innern des Hauses verschwanden.

Jetzt rollte eine offene Droschke heran, und der Reichskanzler — der neue Reichskanzler — schritt durch die Menge, die grüßend zurückwich. Seine äußere Erscheinung gemahnte Rüdiger oberflächlich an den Unersetzlichen, dem er einst im Uebermaße jugendlicher Begeisterung entgegengejauchzt hatte.

Dem General folgte ein Secretär mit Acten und Mappen.

Rüdiger erinnerte sich daran, daß in diesen Tagen wohl jene entscheidenden Sitzungen über die Militärvorlage stattfinden mußten, deren Ergebniß im ganzen Lande mit brennender Spannung erwartet wurde. Er selbst hatte natürlich

auch viel darüber gelesen nnd mit Bekannten hin und her gesprochen; was aber in seinem abgelegenen Winkel einem blassen Schemen geglichen hatte, das wurde hier im Mittelpunkte zu farbiger, greifbarer Wirklichkeit.

Von allen Seiten strömte ihm das Leben entgegen — und er?

Sein Dasein war in Fesseln gebunden gewesen, und jetzt sollte er sterben.

Rüdiger stöhnte vor Verzweiflung.

Ja, wenn das Große, Gute, das er einmal in sich gefühlt hatte, in Freiheit zur Entfaltung gekommen — wenn es unter dem befruchtenden geistigen Athem der Großstadt ihm und Anderen zum Segen erstarkt wäre — wie freudig hätte er in diesem Bewußtsein den Tod erwarten können!

Hier mochte es nicht schwer sein, schaffende Kraft zu entwickeln — hier, wo das Bedeutendste an Wissenschaft, Kunst nnd Politik sich wie in einem

Brennpunkte vereinigte — hier, wo Besitz und Armuth, Laster und Genuß, Leidenschaft und Rohheit vollere, grandiosere Formen gewannen, als im Zeichen der Kleinstadt. Das Blut pulsirte heiß und stürmisch in diesem gewaltigen Organismus; mit unheimlicher Eile folgte das Heute dem Gestern — Rüdiger gedachte des Mannes vor dem Reichstagsgebäude — und manche böse Krankheit mochte auch durch diesen fieberhaft schnellen Stoffwechsel erzeugt werden. Aber besser, tausend Mal besser so, als ohne frischen Lufthauch in stockenden Säften langsam verkümmern!

Und dies war sein Schicksal: er sollte sterben, ohne gelebt zu haben. Der überschäumende Becher wurde ihm von den Lippen gerissen, ehe er einen einzigen, kräftigen Zug gethan. Höhnend rief er sich selber zu:

Was willst Du unter all' diesen Schaffenden, Genießenden, Gesunden? Fahr' nach Hause — fahr' nach Hause

verbirg Dich wie ein angeschossenes Wild — sieche schrittweise Deinem Ende entgegen!

Und zur Antwort packte ihn ein Lebensdrang und eine Lebensgier, wie er sie selbst in seiner Jugend nicht empfunden hatte. Als ein plötzlicher Rückschlag auf andauernde, gedrückte Stimmmungen stieg ein seltsames, wagelustiges, fast übermüthiges Verlangen in ihm auf, sich kopfüber in den frischen, quellenden Strudel hineinzustürzen.

Narrheit! Wahnsinn!

Seine Daseinskraft war erschöpft, seine Genußkraft erstickt und verkümmert. Ihn, den Schwächling, hätten die Wellen verschlungen.

Aber wenigstens zum Abschiede etwas von dem sehen, was Andere, Glücklichere geschaffen hatten — ein paar große, schöne Eindrücke auf seine hoffnungslose Heimfahrt mitnehmen — wer konnte ihn daran hindern?

Die Sorge und Schonung für seine Gesundheit?

Rüdiger lächelte bitter. Sie waren überflüssig geworden.

Rücksicht auf die Seinigen?

Was nützte es denen, ob er sein verlorenes, verpfändetes Leben noch ein paar Monate länger hinschleppte oder nicht? Die späteren Nahrungssorgen würden immer mit gleicher Wucht über sie hereinbrechen. Auch die kleine Summe, welche er für eine etwaige Badekur erhoben hatte nnd nun vielleicht hätte sparen können, würde an diesem Zustande Nichts geändert haben.

Rüdiger empfand in diesem Augenblick keine Sehnsucht nach Weib und Kindern, sondern nur ein dumpfes Grauen, wenn er an die engen, niedrigen Zimmer, an das Surren der Nähmaschine, an das pedantische Einerlei seines Berufes und die ganze verlassene Alltäglichkeit zurückdachte.

Er richtete den Kopf freier empor und beschleunigte unwillkürlich seinen langsamen Schritt.

Nein! nein! so lange hatte er für Andere gelebt — jetzt, an der Schwelle des Todes, wollte er eine kurze Spanne Zeit für sich selber leben. Und wenn dadurch das Ende rascher über ihn hereinbräche — ein Schade wäre es nicht.

---

## IV.

Am nächsten Morgen begab sich Rüdiger mit dem Gefühl eines Menschen, der keine Minute zu versäumen hat, frühzeitig auf den Weg. Die Erschütterung, die durch sein ganzes Wesen gegangen war, hatte im Augenblick wohlthätig auf den Körper eingewirkt, und während Rüdiger im Morgensonnenschein dem Thiergarten zuschritt, empfand er Nichts von der lähmenden Schwäche und den peinvollen Beschwerden, die ihn so lange gefoltert hatten.

Die freundliche Natur schenkt mir Kraft, um mein Abschiedsfest zu feiern — sagte er sich mit einer Art von andächtig-freudiger Rührung.

Er wanderte an köstlichen Villen vorüber, wo blühende Magnolienbäume sich

in keuscher Schönheit von dem tief bläulichen Grün der Edeltannen abhoben; er verweilte in glücklichem Genießen vor dem Denkmal Goethe's; er schlenderte durch's Brandenburger Thor bis zum alten Schloß, wo der Begasbrunnen ihm schon Etwas von einer neuen Kunst verkündigte, die mit alten Ueberlieferungen gebrochen hatte; er war entschlossen, seine Seele bis an den Rand mit Schönheit zu füllen.

Das historische Eckfenster, vor dem er früher oft wartend gestanden hatte, war freilich verödet, und das greise Haupt, das dort mit mildem Neigen die begeisterte Menge gegrüßt hatte, längst für immer verschwunden.

Später nahm Rüdiger eine offene Droschke erster Klasse, um nach dem Ausstellungsparke zu fahren. Ein eigenes Wohlgefühl beschlich ihn, als er sich tief in die Polster zurücklehnte und auf dem elastischen Asphaltpflaster hinrollte, welches nur das flüchtige Aufschlagen der Hufe hören ließ.

In der Gemälde-Ausstellung wollte Rüdiger sich zunächst einen allgemeinen Ueberblick verschaffen, aber schon in einem der ersten Säle fesselte eine norwegische Landschaft ihn unwiderstehlich, so daß er auf einem davorstehenden Sopha Platz nahm, um sich ruhevoll in das Bild hineinzusehen. Der schäumende Fjord mit seinen gewaltigen Felsenufern nahm die Seele des Mannes gefangen, der die großen Wunder der Natur niemals geschaut hatte; seine wach gerüttelte Sehnsucht klammerte sich auch an diesem Bilde fest. —

Wenige Schritte seitwärts stand, ebenfalls in Betrachtung vertieft, eine Dame. Als Rüdiger sie zufällig bemerkte, konnte er ihr Gesicht nicht sehen, aber etwas Bekanntes in Erscheinung und Haltung erregte seine Aufmerksamkeit. Die Gestalt der Dame war schlank und ebenmäßig, sie trug ein vornehm-einfaches, mattgelbes Kleid und auf dem dunklen Haar ein Spitzenhütchen von gleicher

Farbe. Der Kopf wurde frei und hoch getragen.

Wäre es möglich? dachte Rüdiger.

Jetzt wendete die Dame sich, um an dem Sitzenden vorüber der Thür zuzuschreiten. Er blickte ihr in's Gesicht und erhob sich unwillkürlich mit einem halblauten Ausruf der Ueberraschung. Sie schlug kühl-befremdet die Augen empor, aber gerade diese Augen gaben ihm Gewißheit.

„Verzeihen Sie, meine gnädige Frau," sagte er mit ernstem Lächeln, „ich glaube, ich irre mich nicht, wenn ich das dereinstige Fräulein von Groote zu begrüßen wage, in deren Elternhause ich als Student viele glückliche, anregende Stunden verlebt habe. Mein Name ist —"

Aber das Antlitz der Angeredeten hatte sich bereits freundlich erhellt.

„Herr Rüdiger, natürlich," rief sie und streckte ihm die schmale Hand im hellen Handschuh entgegen. „Seien Sie nicht böse, daß ich Sie nicht sofort erkannte, aber — es ist freilich eine ganze

Weile her — und Sie haben seitdem nie Etwas gethan, um sich wieder ein wenig in Erinnerung zu bringen."

Die letzten Worte wurden neckend, aber doch mit dem Schatten eines Vorwurfs gesprochen.

„Mein Weg lag allzu fern ab von dem Ihrigen," antwortete Rüdiger. Er blickte dabei bewegt in das lebendige Antlitz, dem die Jahre fast Nichts von seinem eigenartigen Zauber geraubt hatten. Das war der feine Mund, um den es in stetig wechselndem Ausdruck von Spott und Weichheit, Begeisterung und Schwermuth gezuckt hatte; das waren die großen, gedankenvollen Augen, die doch in einzelnen Momenten so feurig aufleuchten konnten; das war äußerlich beinahe in jedem Zuge noch das kluge, warmherzige, temperamentvolle Mädchen, dem der verlobte Student einst als seiner Muse gehuldigt hatte. Sie konnte nicht jünger sein, wie seine eigene Frau — war die Luft der Großstadt so vortheilhaft für die Schönheit?

„Nun müssen Sie aber mit mir kommen,“ klang es freundlich neben ihm. „Mein Mann erwartet mich vorn bei den Sculpturen.“

„So darf ich auch die Bekanntschaft Ihres Herrn Gemahls machen.“

Die Dame sah, während sie leicht neben Rüdiger hinschritt, verwundert zu ihm auf.

„Ja, — haben Sie denn auch Ihren damaligen Freund schon so ganz vergessen oder am Ende gar nicht erfahren, daß wir uns geheirathet haben?“

„Sie sind — die Gattin meines alten, lieben Fritz Heldt geworden?“ rief Rüdiger voll wärmster Theilnahme. „Nein, davon hatte ich keine Ahnung! Unsere Correspondenz gerieth leider bald in's Stocken. Aber dann ist dieses Wiedersehen ja eine doppelte Freude für mich!“

„Dort steht mein Mann,“ sagte Frau Heldt, und es wollte Rüdiger scheinen, als ob ihr Ton kälter würde.

Ein brünetter, untersetzter Mann mit kurzlockigem Haar näherte sich den Beiden. Er warf einen raschen, prüfenden Blick auf den Begleiter seiner Frau, um dann sofort auszurufen:

„Rüdiger! so wahr ich lebe: 's ist der alte Rüdiger!" Er schlug den Universitätsfreund derb auf die Schulter. „Nun sag': von wo in aller Welt bist Du denn plötzlich wieder aufgetaucht? Ich glaubte Dich längst gestorben und verdorben."

Der Ton hatte etwas Protectorhaft-Ueberlegenes, und seine Lustigkeit war nicht echt, aber Rüdiger hörte zunächst nur die wohlbekannte Stimme und erwiderte die Begrüßung auf's Herzlichste. Jene ganze schöne Zeit war von Neuem in ihm lebendig geworden; er hatte die trübe Gegenwart beinahe darüber vergessen und hätte gleich in dieser ersten Minute tausend Fragen thun, tausend Erinnerungen austauschen mögen.

„Setzen wir uns auf diese Bank von

Holz," rief Heldt mit spöttischem Pathos, „und erledigen wir den ersten Rausch der Wiedersehensfreude! Also, mein Junge, ernsthaft: was ist aus Dir geworden?"

„Ein ehrsamer, wohlbestallter Oberlehrer am Gymnasium zu S.," antwortete Rüdiger mit seinem ruhigen Lächeln. „Also Etwas, das Dir wahrscheinlich sehr untergeordnet vorkommen wird."

„In S. — da sagen sich ja die Füchse gut' Nacht," rief Heldt entsetzt. „Unglücksmensch, und wie oft bist Du zwischenein nach Berlin gekommen?"

„Dies ist das erste Mal."

„Gott, Du Gerechter, darauf hin muß ich Dich noch 'mal ansehen. Sonderbar — höchst sonderbar — äußerlich macht er sich noch so halbwegs civilisirt. Aber da drinnen — Mensch, wie muß es da aussehen! Ueber 'n Dutzend Jahre in Buxtehude oder Krähwinkel — was mögen da für mittelalterliche Anschauungen unbehelligt in diesem würdigen Oberlehrerhaupte regieren! Ich wette, Du schwärmst

noch für Schiller, Kaulbach und Cornelius, was?"

„Sind diese für Dich etwa überwunden und abgethan?" gab Rüdiger heiter zurück. „Besinnst Du Dich noch auf unsere Heimwege vom Schauspielhause, wenn wir so ein heißes, großes Schiller'sches Drama gesehen hatten — auf unsere Begeisterung — auf unsere Zukunftsträume? — Du, Glücklicher, hast sie verwirklicht — Du bist ein Dichter geworden. Bücher von Dir habe ich ein paar Mal angezeigt und besprochen gesehen —"

„Aber gelesen hast Du Nichts?" warf Heldt trocken dazwischen.

„Das darfst Du mir nicht übel nehmen; mein Beruf verbot mir jede Nebenbeschäftigung, und so kam ich mit belletristischen Sachen gänzlich aus der Uebung. Jetzt, nach dieser persönlichen Anregung des Wiedersehens, bin ich wirklich doppelt begierig, zu erfahren, was Du geschaffen hast."

Heldt saß weit zurückgelehnt; er hatte ein Bein über das andere geschlagen und spielte mit der herabhängenden Schnur seines Kneifers, während der linke Arm über die Lehne der Bank gestreckt war. Frau Heldt saß indessen so gerade aufgerichtet, daß dieser Arm sie nicht berühren konnte. Ihr Blick war fest auf eine Statue gerichtet.

„Ich werde Dir mein neuestes Buch zu lesen geben, Rüdiger," nickte Heldt, „obgleich ich vermuthe, daß es Dir ein tugendhaftes Gruseln verursachen wird. Es hat übrigens in sechs Monaten beinahe eben so viel Auflagen erlebt; ja, ja, mein Junge, man kann sich nachgerade zu den gelesensten Schriftstellern von Berlin rechnen."

„Und warum sollte mir Dein Buch nicht gefallen, während ich doch als alter Freund Deiner Denk- und Sinnesart von vorne herein sympathisch gegenüberstehe?"

Heldt lachte.

„Na, wegen der Schillerschwärmerei. Von der Verehrung für solche Autoritäten hat sich unsere moderne Kunst denn doch mehr und mehr glücklich befreit. Der Kothurn und die schönen Sentenzen, die jeder Kammerdiener so gut wie jede Königin im Munde führt, thun's nicht mehr. Wir gehen nicht aus dem Besonderen in's Allgemeine, sondern umgekehrt: aus dem Allgemeinen in's Besondere. Wir schaffen nicht Typen, sondern Individualitäten. Wir suchen die Kunst nicht auf irgend welchen nebligen Höhen, von denen sich das Elend unsers Menschendaseins ganz hübsch und harmonisch ausnimmt; wir wagen es, sie unmittelbar aus den Armen der Natur an uns zu reißen. Wir schrecken dabei nicht vor verworrenen Abgründen und scheinbaren Trivialitäten zurück. Was wir schaffen, ist kein Zuckerwerk für Backfische und schöne Seelen; es ist die Kunst der reifen Männer — der Geister, welche die Wahrheit ertragen können."

Der Schriftsteller hatte diese Sätze ohne jegliches Pathos rasch und gleichgiltig hingesprochen, und Rüdiger hatte mit ernstem, redlichem Interesse zugehört.

„Aehnliche Worte habe ich hin und wieder gelesen, sagte er nachdenklich „und sie ohne Weiteres in meinem Kopfe bei Seite geschoben, weil ich mir sagte: wenn die Kunst nicht darauf ausgeht, edler, planmäßiger und harmonischer zu schaffen, als das verworren-zufällige Durcheinander der Menschenschicksale, wie unser unvollkommener Blick es nur zu erfassen vermag, dann hat sie überhaupt neben der Natur gar keine Daseinsberechtigung. Erst jetzt, wo ich auch einem lebendigen Vertreter gegenüberstehe, gewinnt jene Anschauung Bedeutung und Interesse für mich. Vielleicht kann ich hier auch noch Kunstwerke betrachten, in denen das, was Ihr bestrebt, bereits Gestalt gewonnen hat."

„Besieh' Dir das Schweinebild im Münchner Saal," erwiderte Heldt nach-

lässig, „dann wirst Du vielleicht verstehen, was ich meine. Leider kann ich mich jetzt nicht länger mit Kunstgesprächen aufhalten, die wir aber hoffentlich sehr bald bei mir zu Hause fortsetzen können. Augenblicklich," er zog seine Uhr hervor," „habe ich eine Verabredung, die sich nicht rückgängig machen läßt. Meine Frau wird Dich gewiß mit Vergnügen noch weiter in der Ausstellung herumführen. Und wie ist's: willst Du nicht Sonntag um vier Uhr bei uns Mittag essen? Wir können vielleicht nachher zusammen in's Theater fahren. So paßt es Dir wohl auch, Edith?"

„Herr Rüdiger ist hoffentlich davon überzeugt," antwortete Frau Heldt mit warmem Blick und Ton. Auch Rüdiger selbst sagte herzlich zu. Er wollte sich noch nicht eingestehen, daß dieses Wiedersehen ihm eine Enttäuschung bereitete.

„Na, dann wären wir also einig. A rivederci, meine Herrschaften!"

Heldt schüttelte Rüdiger die Hand,

grüßte seine Frau und schlenderte von dannen.

Die Zurückbleibenden sahen ihm Beide nach — der Jugendfreund mit stillem Befremden, die Frau mit einem seltsam-kalten, finsteren Blick. Dann wendete sie sich freundlich an Rüdiger.

„Sie hörten: mein Mann wünscht, daß Sie sich meiner Führung anvertrauen — wollen wir noch einen kleinen Rundgang machen?“

Rüdiger erhob sich.

„Ich werde sicherlich an Ihnen eine kundige Führerin besitzen, gnädige Frau; Ihre Begeisterung für alles Schöne ist mir unvergeßlich geblieben.“

„Ich werde mich wol hüten, Ihnen den Eindruck durch viele Worte zu stören,“ gab sie lächelnd zurück. „Sie wissen's ja auch: mit einem Kunstwerk muß man allein sein, sonst erschließt es Einem seine Seele nicht. Und dann, von meiner Begeisterung für das Schöne wissen Sie noch zu erzählen? Aber —

du lieber Gott! das ist ja etwas ganz Respektwidrig-Altmodisches. Mein Mann sagte Ihnen doch schon, daß man heutzutage nur noch für die Abgründe und die Trivialitäten schwärmt. Die Schönheit, an der wir uns in unserer Jugend unbefangen erfreuten, wird mit einmal so unbarmherzig untersucht und kritisirt und secirt, daß Nichts mehr von ihr übrig bleibt. Wofür hätten wir denn sonst eine moderne Großstadtkunst?"

Frau Heldt sprach mit spöttisch zuckendem Munde. Plötzlich brach sie ab und sah Rüdiger erschrocken an.

„Sind Sie leidend?"

„Ein wenig — ich bin aus Gesundheitsrücksichten nach Berlin gekommen," sagte Rüdiger hastig und verlegen. Es wäre ihm unmöglich gewesen, Weiteres mitzutheilen. Er war seit langer Zeit daran gewöhnt, still in sich selbst durchzumachen, was ihn bewegte, und Anderen nur die gleichmäßig-ruhige Oberfläche zu zeigen.

Frau Heldt fühlte seine Zurückhaltung heraus und fragte nicht weiter, aber wenn Rüdiger sich unbeobachtet glaubte, ruhte doch ihr Blick auf seinem bleichen Gesichte.

Sie begannen ihren Rundgang, und dabei bewies sich Frau Heldt allerdings als eine wohlthuende Begleiterin. Sie deutete mit ein paar Worten auf die hervorragendsten Gemälde hin und wendete sich selbst dann anderen Bildern zu, so daß Rüdiger mit völliger Hingabe den ersten Eindruck in sich aufnehmen konnte. Und wenn er sich dann zu Mittheilung und Austausch gedrungen fühlte, stand sie wieder in seiner Nähe — für Beides bereit. Sie war im Stande, ein Kunstwerk kritisch und verständnißvoll zu beurtheilen, fühlte aber auch mit schönem Tacte heraus, wo dem wahrhaft Großen gegenüber Dilettantenkritik zu verstummen hatte.

Die diesjährige Ausstellung sollte verhältnißmäßig unbedeutend sein und

war zu dieser Stunde auch nur mäßig besucht. Rüdiger empfand den letzteren Umstand nur als eine Annehmlichkeit und den ersten überhaupt nicht. Er hatte den Anblick von Bildern so lange entbehren müssen, daß seine ursprüngliche Empfänglichkeit dadurch noch um's Hundertfache gesteigert war. Das Eigenartige und Bedeutende, welches auch diesmal nicht fehlte, ergriff ihn ganz anders als den Großstädter, der alle Tage Aehnliches sah oder sehen konnte.

Und allmählich wehte ihm selbst in diesen Sälen, wo doch vorwiegend nach akademischen Anschauungen geprüft und gewählt worden war, ein Hauch von dem Geiste der modernen Kunst entgegen.

Er sah, daß die äußere Schönheit der Form, die früher insbesondere für Malerei und Bildhauerkunst Alles gewesen war, ihre Herrschaft eingebüßt hatte. Das Pathos der Darstellung, der regelmäßige Aufbau, die eigentlichen großen Linien waren im Schwinden be-

griffen. Wo sie sich noch in alter Weise behaupteten, erschienen sie Rüdiger nichtssagend und conventionell neben den Schöpfungen, die als Hauptsache Stimmung, Innerlichkeit und scharfe Charakteristik zum Ausdruck brachten. Vor vielem Gesuchten, Uebertriebenen warnte ihn sein gesundes Gefühl, aber das Echte redete eine eindringliche Sprache.

Die neuen Eindrücke verwirrten und beängstigten den Fremdling fast.

So gelangte er mit seiner Begleiterin allmählich in den letzten Saal, einen edlen harmonischen Raum, wo Bronze- und Marmorstatuen zwischen grünen Pflanzengruppen und kleinen plätschernden Springbrunnen standen.

Frau Heldt machte Rüdiger auf die vielbesprochenen Bilder der Münchener Secessionisten aufmerksam. Er wendete sich von ein paar seltsamen Urkunden bizarrer Künstlerphantasie befremdet ab, als sein Blick auf ein Gemälde fiel.

Wie gebannt blieb er davor stehen.

Auf langer, kahler Grabsteinplatte lag der todte Körper Christi hingestreckt. Steife, starre Glieder, ohne jeden trügerisch-gefälligen Schein des Lebens. Maria und Johannes knieten daneben. Die Mutter Jesu, im langen, dunklen Schleier, hielt eine Hand des Todten ein wenig emporgehoben, während der Jünger ihm zu Füßen kniete. Das war kein jugendlicher, verklärter Johannes, sondern ein gebeugter Mann mit herben, in Arbeit und Kummer gehärteten Zügen — mit fest geschlossenem Munde, dem auch dieser Schmerz keine laute Klage entlocken konnte. Schweigsam und ergeben schaute er auf das Antlitz des Heilandes, während seine beiden Hände die Rechte Maria's umschlossen.

Welche Innigkeit in dieser Geberde — welche Gramversunkenheit in diesen schlichten, bäurischen Gestalten.

Rüdiger fühlte seine Augen feucht werden.

„Ein gewaltiges Bild,“ sagte er nach langem Anschauen leise vor sich hin.

Frau Heldt antwortete nicht. Rüdiger wendete ihr sein bewegtes Antlitz zu.

„Redet es nicht zu Ihnen, gnädige Frau?“

„Das Bild ergreift mich wol,“ sagte sie langsam, „aber ich wehre mich dagegen. Ja, Klinger ist ein mächtiger Künstler, Uhde ohne Zweifel auch, und doch meine ich, sie sind Beide im Unrecht, wenn sie solche Figuren alltäglich und ohne Anmuth darstellen. Christus hat vielleicht im Tode, und Johannes hat vielleicht im Leben nicht anders ausgesehen, aber für uns sind diese doch mehr als historische Gestalten. Es ist — wie soll ich's nur ausdrücken! — ein Bedürfniß der Volksseele, sich das, was sie verehrt, auch schön vorzustellen, wobei die körperliche, äußere Schönheit ja doch nur ein Sinnbild der inneren, geistigen ist und mit dieser in Eins verschmilzt. Mich dünkt, solche tiefen, ur-

sprünglichen Instincte soll der Künstler nicht verletzen oder zu ertödten streben."

Rüdiger schaute gedankenvoll gerade aus.

„Das ist in der Theorie auch meine Ueberzeugung," sagte er abgebrochen, „aber jetzt — hier — noch kann ich nicht klar ausdrücken, was ich dabei empfinde, doch mir ist, als wollte mich dies Bild das alte Wort verstehen lehren: Kunst ist Liebe."

Er konnte sich noch nicht losreißen.

Allmählich aber kam eine eigene bange Empfindung über ihn. Der meisterhaft gemalte starre Leib hatte etwas Unheimlich-Mahnendes. Rüdiger begann sich vorzustellen, daß auch er nach kurzer Zeit so steif und leblos auf seinem letzten Lager ruhen würde — leblos — gefühllos — todt. Jene dunklen Trauergestalten schienen ihm die Züge seines Weibes, seines Kindes anzunehmen. Ein Schauer ging durch seinen Körper, und ein plötzlicher Schwindel ergriff ihn.

„Sie sind krank,“ sagte Frau Heldt erschrocken. „Es ist zu viel für Sie gewesen.“

Aber Rüdiger bezwang seine Schwäche mit eisernem Willen.

„Nicht der Rede werth,“ sagte er mit bleichem Munde lächelnd. „Wäre es Ihnen recht, gnädige Frau, wenn wir jetzt die frische Luft aufsuchten? Hier war es wol ein wenig schwül.“

Und nach kurzer Pause warf er im Weitergehen die Worte hin:

„Schafft Ihr Herr Gemahl auch in *diesem* Sinne? Dann bewundere und beneide ich ihn und will mich mit Entzücken in seine Werke vertiefen.“

Frau Heldt sah mit eigenthümlichem Ausdruck auf.

„Wenn Sie uns besuchen, sollen Sie das Neueste lesen, das mein Mann geschrieben hat.“

---

## V.

Rüdiger hörte, sah und genoß mit so hingebender, zusammengedrängter Empfänglichkeit, als ob er alles Versäumte vor Thoresschluß nachholen könnte.

Ein seltsamer Zustand.

Das tiefste Mysterium, dem er sich näherte — das Aufhören des eigenen Daseins — ergriff ihn immer nur in einzelnen Stimmungen und übte keinen dauernden Druck auf sein Gemüth aus.

Im Gegentheil — der Druck, der so lange darauf gelastet, war plötzlich gewichen.

Und der sieche Leib schien stärker und widerstandsfähiger als seit Jahren!

Es war, als ob ein Gespenst, dessen Krallen Rüdiger schon an seinem Halse

gefühlt hatte, vor dem goldenen Frühlingslicht und der starken Lebensfluth, die ihn umdrängten, geflohen wäre.

Wenn der große Arzt sich geirrt hätte!

Das war doch nicht unmöglich — es konnte doch sein!

Zur festgesetzten Stunde näherte sich Rüdiger am Sonntage der Villa, die sein Jugendfreund während des Sommerhalbjahres zu bewohnen pflegte. Sie lag im Grunewalde, nicht weit von der breiten Fahrstraße, zwischen stattlichen Kiefernstämmen, die um diese Zeit einen köstlichen, herben Wohlgeruch ausströmten. Das Haus war von einem kleinen Garten umgeben und im Schweizerstil erbaut. Entzückt betrachtete Rüdiger die geschnitzten Galerien und vorspringenden Erker, aus denen auf viele lauschige, gemüthliche Ruheplätze im Innern zu schließen war.

Heldt begrüßte seinen Gast mit formloser Herzlichkeit und führte ihn sogleich in sein Arbeitszimmer, wo zwei

andere Herren sich bei Rüdigers Eintritt aus tiefen, bequemen Sesseln erhoben.

„So, mein alter, guter Freund, mache Dir's noch 'n Bischen behaglich in meinen Privatgemächern. — Hier stelle ich Dir zunächst den gefürchteten Kritiker an der * * *Zeitung — meinen verehrten Freund — Dr. Traunbach vor. Wenn Du selbst also irgend welche verschwiegenen Tragödienpläne im Busen hegst, dann rathe ich Dir, es auf alle Fälle nicht mit ihm zu verderben; denn, was er sinnt, ist Tücke, und was er schreibt, ist Blut — frei nach Uhland."

„Na, na, Heldt," sagte Dr. Traunbach lachend, „ich denke, Du hast keinen Grund, Dich über meine blutige Feder zu beklagen."

„So, hast Du mir nicht im vorigen Winter meinen ausgezeichneten Einacter vom Residenztheater ganz gottsjämmerlich heruntergerissen?" fragte Heldt in komischer Entrüstung.

„Ja, solch 'n Zeug mußt Du nicht wieder schreiben," antwortete der Andere trocken. „Damit verdirbst Du Dir den Namen."

„Dein Vorwurf trifft mich nicht," sagte Heldt behaglich. „Ich kann Dir einen Brief von unserem großen Dänen zeigen, der den besagten Einacter für eins der besten modernen Dramen erklärt — ätsch!"

„Wat dem Einen sin Uhl — Du weißt ja," erwiderte Traunbach phlegmatisch.

Rüdiger war erfreut über die Offenheit des Kritikers und den guten Humor, mit dem diese Offenheit aufgenommen wurde. Er wendete sich jetzt mit höflich-fragender Miene dem zweiten fast knabenhaft aussehenden Gaste zu, und Heldt rief:

„Aber ich bin mit meiner Vorstellung noch nicht zu Ende! Hier also ein aufstrebender, vielversprechender Musenjünger: mein theurer Vetter Adolph Wende. Du wirst seinen Namen noch

nicht allzu oft gelesen haben, Rüdiger; denn die ersten hochpoetischen Versuche sind natürlich unter einem sinnigen Pseudonym erschienen. Wie war es doch, Adolphicus? „Frühlingsgrün, gesammelt von einem selbst-Grünen," oder so ähnlich, was?"

„Frühlingsblüthen, gesammelt von einem Werdenden," verbesserte der Jüngling mit unwilligem Erröthen.

„Na, siehst Du, beinahe habe ich's doch behalten. Natürlich, lieber Rüdiger, ist dieser bescheidene Werdende der festen Ueberzeugung, daß er als Gewordener die halbe Welt mit seinem Genius in Flammen setzen wird. Aber nun nehmt doch wieder Platz — Rüdiger, bitte, setze Dich — ich calculire, daß es bis zur Suppe noch zehn Minuten dauert."

Das Gespräch wurde in zwanglosen Bemerkungen fortgesetzt und dazwischen abgebrochen, wie es jedem Einzelnen behagte. Conversationmachen gab es hier augenscheinlich nicht.

Rüdigers Aufmerksamkeit wurde durch die Ausstattung des Zimmers gefesselt. Eine solche Vereinigung von gediegenem Luxus und äußerster Bequemlichkeit war ihm neu. Und dabei hatten hier nicht die Allerweltsideen eines beliebigen Decorateurs, sondern der persönliche Geschmack des Hausherrn das Beste gethan: die alterthümlichen Möbel und Kunstgegenstände waren zum größten Theil echt; zahlreiche Kreidezeichnungen und Farbenskizzen — wahrscheinlich Geschenke befreundeter Künstler — standen dazwischen auf Staffeleien umher.

Rüdiger drückte dem Freunde sein Entzücken über dessen Häuslichkeit aus.

„Giebt's bei Euch noch keine Butzenscheiben und Majolica-Oefen?" fragte Heldt lachend. „Na, tröste Dich, es kommt auch nicht viel darauf an, wenn nur ein rechtes, volles Menschenglück mit uns am Herde sitzt."

Bei den letzten Worten legte sich ein bitterer Zug um seine Lippen; er brach

hastig ab und trällerte die ersten Tacte einer neuen Operettenmelodie vor sich hin.

Jetzt wurde der schwere Vorhang im Thürrahmen zurückgeschoben. Die Hausfrau erschien auf der Schwelle, um ihre Gäste mit anmuthiger Freundlichkeit zu begrüßen und sie in's Eßzimmer hinüberzubitten. Neben ihr drängten sich zwei schöne, blasse Kinder herein — ein Mädchen und ein Knabe. Frau Heldt trat mit ihnen zu Rüdiger heran.

„Nun gebt zuerst einmal diesem Herrn die Hand," sagte sie mit ihrer weichen, wohllautenden Stimme, „das ist schon vor langer Zeit ein guter Freund Eurer Mutter gewesen und er wird Euch auch lieb haben, wenn Ihr brav seid."

Rüdiger beugte sich zu den Kindern herab und zog zuerst den Jungen an sich, der ihn in Alter und Größe an Arnold erinnerte. Aber dieses Gesicht war krankhaft durchsichtig, und die dunklen Augen hatten einen unnatürlich reifen, prüfenden Blick.

Frau Heldt bemerkte Rüdigers Befremden.

„Er ist ein Großstadtkind,“ sagte sie traurig und strich dem Knaben, der sich an sie schmiegte, das Haar aus der hohen Stirne.

„Wie heißt Du, mein lieber Junge?“

„Siegfried.“

„Höre, Du siehst mir aber aus, als ob Du gar zu fleißig lernst,“ bemerkte Rüdiger scherzend. „Tummelst Du Dich auch ordentlich draußen herum? Wo gehst Du denn zur Schule?“

„Ich habe Privatstunden,“ antwortete Siegfried, und mit der überlegenen Miene eines Kindes, das von den Ansichten Erwachsener etwas höchst Imponirendes erlauscht oder errathen hat, setzte er hinzu:

„Papa wollte mich nicht mehr zur Schule gehen lassen. Er sagte, ich müßte da zu viel Unsinn lernen.“

„Unsinn?“ wiederholte Rüdiger befremdet.

„Ja, in Religion," erklärte Siegfried. „Papa meinte, das wäre doch Alles nicht wahr, und bei Dr. Walter habe ich gar keine Religionsstunde."

Rüdiger unterdrückte den Ausruf, der ihm auf den Lippen schwebte, als er das heiße, schmerzliche Erglühen der Mutter sah. Diese schob den Knaben von sich.

„Geh, Siegfried, geh mit Lilli zu Fräulein zurück."

„Nun aber avanti, meine Herrschaften," rief Heldt, der im Gespräch mit seinen anderen Gästen Nichts von Siegfrieds Worten gehört hatte. „Die Gören halten uns zu lange auf. Rüdiger, sei so gut und reiche meiner Frau den Arm! Traunbach — Wende — darf ich bitten?"

„Ihr Besitzthum ist so schön in der freien Natur belegen, gnädige Frau," sagte Rüdiger im Gehen, „daß ich meine, Ihre Kinder brauchten den nachtheiligen

Einfluß der Großstadtluft gar nicht zu empfinden."

Sie sah ihn nicht an, während sie hastig und leise antwortete:

„Ich kann ihr nicht entfliehen — sie erfüllt mein Haus — sie dringt in die Seelen meiner Kinder, so daß die armen vorzeitig reifen und vorzeitig verkümmern."

Im Eßzimmer gruppirte sich die kleine Gesellschaft um einen runden Tisch, der mit frischen Blumen, Silber und Krystall auf das Gefälligste geschmückt war. Die leuchtende Frühlingssonne durfte sich nur in gedämpften Farben durch die gemalten Fenster hereinstehlen.

Heldt war ein außerordentlich liebenswürdiger, aufmerksamer Wirth, und Rüdiger bemerkte mit Erstaunen, wie auch seine Frau durch keinen Zug die Erschütterung verrieth, welche sie vorhin empfunden haben mußte. Sie plauderte lebhaft mit jedem der Anwesenden, nur nicht mit ihrem Manne.

Die allgemeine Stimmung belebte sich mehr und mehr unter dem Einfluß auserlesener Speisen und Getränke. Rüdiger ließ die ersteren freilich meist ungekostet vorübergehen, aber der ganze geschmackvolle Luxus, der hier zum Behagen der Gäste aufgeboten war, und ein paar Gläser feurigen Burgunders regten auch ihn zu geselliger Heiterkeit an. Heldt sprudelte über von Anekdoten, entwickelte seine Idee zu einem tollen, phantastisch-humoristischen Roman und begann schließlich in Versen zu improvisiren. Dr. Traunbach warf trockene, satirische Bemerkungen dazwischen und erzählte seinerseits Interessantes aus dem Kunstleben der Hauptstadt oder aus dem Privatleben von allerlei Berühmtheiten. Adolf Wende fing an, von seiner neuesten Liebe zu schwärmen, wurde unbarmherzig geneckt und verstummte beleidigt, um nach dem nächsten Glase unverdrossen weiter zu schwärmen. Beim Sekt hielt Rüdiger eine kleine Rede zum

Preise der Weltstadt, die den Geist frisch und jung erhalte — die durch Austausch und Anregung jede schaffende Kraft beflügle — die allein im Stande sei, solche Blüthen echter Geselligkeit zur Entwickelung zu bringen. Er schloß mit einem warmen Hoch auf die befreundeten Gastgeber, und fünf überschäumende Gläser klangen gegen einander.

Die Herren blieben am Tisch sitzen, während die Hausfrau sich in's Nebenzimmer begab, um, wie sie scherzend sagte, „für einen Extra-Kaffee zu sorgen." Rüdiger sah zwischen den zurückgeschobenen Vorhängen ihre schlanke Gestalt an einem Servirtischchen stehen und mit silbernem Geräth hantiren, während Heldt diesem Zimmer den Rücken zukehrte.

„Na, jetzt wollen wir noch 'mal auf das specielle Wohl Deiner Schönen trinken," sagte der Hausherr zu dem dichterischen Jünglinge. „Wie heißt sie denn eigentlich, und wie weit bist Du mit ihr gekommen? Beichte, mein Sohn!

Bis zum ersten Händedruck oder bis zum ersten Kuß?"

„Wo denkst Du hin!" rief der Vetter empört und verlegen zugleich. „Ich sie küssen — dieses vornehme, herrliche Wesen, das ich nur aus der Entfernung anbeten kann, so lange ich es nicht wagen darf, um ihre Hand zu werben!"

Heldt ließ das Obstmesser fallen, mit dem er eine Apfelsine zertheilte, setzte seinen Kneifer auf die Nase und betrachtete den erröthenden jungen Mann mit durchdringenden Blicken.

„Ihr Götter, steht mir bei! Du gehst doch nicht etwa mit Heirathsgedanken um?"

„Weshalb sollte ich nicht?" versetzte Adolph Wende widerspenstig. „Du behandelst mich allerdings immer noch — ich weiß nicht aus welchem Grunde — wie ein unmündiges Kind. Ich zähle aber 24 Jahre, und in diesem Alter hat schon Mancher —"

„Nun," unterbrach ihn Heldt, „ich hoffe, Du machst nur einen schlechten Scherz, will Dir aber trotzdem meine Ansicht über diesen Punkt nicht vorenthalten."

Sein Ton sollte ebenfalls scherzhaft klingen, wurde aber bald scharf und hart, während er fortfuhr:

„Und diese Ansicht lautet: wenn nur ein Funke von echtem Talent in Dir steckt, dann respectire diesen Funken und heirathe nicht — wenigstens nicht eher, als bist Du Alles aus ihm herausgeschlagen hast, was Dich und Andere erwärmen und erleuchten kann. Eine frühe Heirath ist der Fluch des Künstlers. Wir sind, was wir sind, nur kraft unserer Phantasie. Das Lebenselement der Phantasie ist Sehnsucht, nicht Erfüllung. Die Sehnsucht nach einem schönen, geliebten Weibe steigert unser Wollen und Können; ihr dauernder Besitz drückt es herab. — Bitte, unterbrich mich jetzt nicht, mein bester Rüdiger; Jeder redet bis zum

Punkt, und dann kommt ein Anderer heran. — Nur so lange uns eine Frau noch zum Ergründen reizt — so lange sie uns noch Räthsel aufzugeben vermag, kommt unsere Liebe unserem Schaffen zu Gute; sobald sie sich ausgegeben hat, ist der Künstler fertig mit ihr. Und wohl ihm, wenn er sich dann seine Freiheit bewahrt hat, um die nothwendige Anregung an anderer Stelle zu suchen, ohne daß gleich alle Wächter der Tugend und Sitte ein Zetergeschrei erheben. Die Freiheit, die Freiheit, mein Junge, hüte sie als Dein theuerstes Kleinod! Mit der Ehe kommen die Fesseln — die Sorgen — die Alltäglichkeiten — die Ansprüche, die eine neue Individualität an uns stellt. Solch' ein enges Zusammenschmieden zweier Naturen ist ja überhaupt, wenn man's genauer betrachtet, ein Unding. Eine andere Persönlichkeit kann wohl eine oder auch mehrere Saiten meines Wesens wohlthuend und harmonisch anklingen lassen, aber niemals alle,

denn dafür sind wir eben verschiedene Menschen. Sollen die übrigen Saiten meiner Seele nun ewig stumm bleiben oder sich verstimmen lassen? die Tugendrichter wollen's so. Und deshalb sage ich es frei heraus: die Monogamie, die in unseren Culturstaaten herrscht, ist ein falsches Princip! Zehn Frauen oder keine!"

Heldt erhob herausfordernd sein Glas und leerte es in einem Zuge.

„Nun bitte, Rüdiger, Du hast das Wort!"

Dieser hatte der kecken, bitteren Rede des Freundes in brennender Unruhe zugehört, während seine Augen nur Eins sahen: jene helle Frauengestalt im Nebenzimmer, die regungslos, ihre Hände fest in einander verschlungen, an dem kleinen Tische stand und Wort für Wort vernahm.

Als es ihm gelungen war, mit etwas gewaltsamer Bemühung das Gespräch in andere Bahnen zu lenken, erschien Frau Heldt wieder bei ihren Gästen, gefolgt

vom Diener, der auf glänzender Platte die kleinen Täßchen mit heißem, duftendem Mokka trug. Sie erfüllte auch jetzt scheinbar unbewegt und in tadelloser Haltung alle kleinen Hausfrauenpflichten. Nur als ihre und Rüdiger's Blicke sich einmal begegneten, erschrak Jener vor einem Ausdruck leidenschaftlicher, Hilfe heischender Qual, der aber sogleich wieder verschwand.

Es war mittlerweile drinnen schwül geworden, und Heldt öffnete die Thüren zu einem kleinen Balkon, dessen geschnitzte Balustrade mit blühenden Topfpflanzen besetzt war.

„Du siehst angegriffen aus, Rüdiger. Ich mache Dir einen Vorschlag: setze Dich mit Deinem Kaffee allein hier draußen hin — für eine gute Cigarre sorge ich noch — eins meiner unsterblichen Werke drücke ich Dir auch in die Hand — und dann hältst Du in aller Gemüthsruhe Deine Siesta. Wir Anderen gehen vielleicht in's Musikzimmer. Ich möchte

Dir gerne 'n paar von meinen neuen Liedern vorspielen, Traunbach, die Lindemann mir componirt hat. Oder meine Frau ist vielleicht so gütig, eins davon zu singen?"

Rüdiger, der das freundliche Anerbieten, sich für kurze Zeit zurückzuziehen, eben dankbar hatte annehmen wollen, blieb zögernd stehen. Die Erinnerung an die alte Zeit wurde wieder mächtig in ihm. Wie lange hatte der herzergreifende, dunkle Klang jener Stimme in seiner Seele nachgetönt; wie oft hatte er sich gesehnt, ihn noch einmal zu vernehmen!

„Sie werden singen, gnädige Frau?" fragte er neu belebt. „Dann gestatten Sie mir zu bleiben und zuzuhören."

Frau Heldt sah nur Rüdiger an, während sie freundlich erwiderte:

„Heute singe ich nicht — es ist mir unmöglich — aber das nächste Mal sollen Sie alle Ihre alten Lieblingslieder hören."

Als Rüdiger auf dem anmuthigen Ruheplatz im Freien sich selbst überlassen blieb, athmete er nun doch erleichtert auf. Die erquickende Luft nahm bald den dumpfen Druck von seiner Stirne. Er lehnte sich zurück und schloß die Augen. Der stille, heitere Friede hier draußen bildete einen seltsamen Gegensatz zu der glücklosen Bitterkeit in den Seelen jener beiden Menschen drinnen.

Nach einer Weile schlug Rüdiger das Buch des Freundes auf. Es enthielt eine Sammlung von Berliner Skizzen und Stimmungsbildern, welche Heldt selber als sein reifstes und bedeutendstes Werk bezeichnet hatte.

Rüdiger las und gerieth bald in widerstreitende Empfindungen.

Es steckte in diesen Studien eine Gewalt der Darstellung und Stimmung, die keinen verständnißvollen Leser kalt lassen konnte. Das innerlich Geschaute war nirgends in breit ausgeführten Schilderungen, sondern mit raschen, nervösen,

unregelmäßigen Federstrichen in greifbarer Klarheit wiedergegeben.

Aber von welchen Stoffen nährte sich die Flamme dieser künstlerischen Kraft!

Da hatte nun Rüdiger ein Talent vor sich, das in der Atmosphäre der Weltstadt gereift und gewachsen, das von der ganzen Hochfluth des geistigen, socialen, politischen, geschäftlichen Lebens umströmt worden war. Und Heldt hatte sich mehrfach gerühmt, mit seinem ganzen Schaffen und Streben ein durch und durch moderner, ein Gegenwartsmensch zu sein.

Ein Flammenhauch durchwehte diese Blätter vom ersten bis zum letzten, aber das war kein heiliges Herdfeuer der Kunst, sondern eine bange, schwüle, lüsterne Gluth.

Hier gab es nur ein Gefühl: den Rausch der Sinnesleidenschaft, und nur eine Heldin: die Gefallene.

Aber Rüdiger bemühte sich umsonst, in dem Buche einen Spiegel zu erkennen, wie ihn der zürnende Richter dem Laster entgegenhalten mag, damit dieses schaudernd sein wahres Antlitz erkenne. Das sittliche Bewußtsein war wie etwas nicht Vorhandenes übergangen, das Häßliche in rücksichtsloser Lebenswahrheit heraufbeschworen und doch zu gleicher Zeit mit verführerischem Reiz geschmückt.

Rüdiger, dessen Seele nur noch für den Genuß in reinster, edelster Form empfänglich war, fühlte sich wie in ungesunder Luft! Er ließ das Buch sinken. Seine Stirne war wieder heiß geworden.

Da klopfte Jemand von innen an die Glasthür. Rüdiger schreckte empor und blickte in Heldt's Gesicht, das ihm lachend zunickte.

„Wenn Du Dich jetzt genügend ausgeruht und an meinen Geistesproducten erbaut hast, dann komm herein. Wir müssen uns fertig machen, wenn wir noch in's Theater wollen!"

Als die Herren vor der Frau des Hauses standen, um sich zu verabschieden, warf Heldt nachlässig die Bemerkung hin:

„Wie ist's, Edith, hättest Du Lust, uns zu begleiten?"

Frau Heldt sah ihrem Manne fest in die Augen.

„Welches Theater wollt Ihr besuchen?"

Er nannte den Namen und fügte hinzu:

„Rüdiger soll sich ein ordentliches, modernes Stück ansehen."

Sie richtete den Kopf in die Höhe und maß den Gatten von Neuem mit einem stolzen Blick.

„Nein, dieses Theater betrete ich nicht mit Dir."

Er biß sich auf die Lippen und wendete sich zu den Anderen, um seine sichtliche Betroffenheit durch ein paar burschikose Reden zu verbergen.

Als Rüdiger sich vor Frau Heldt verbeugte, faßte sie seine Hand mit

warmem, fast heftigem Druck und sagte bittend:

„Nicht wahr, ich sehe Sie noch vor Ihrer Abreise?“

Ehe Rüdiger antworten konnte, mischte sich Heldt wieder in's Gespräch.

„Sag' mal, mit welcher Fahrgelegenheit bist Du eigentlich herausgekommen?“

„Ich fuhr mit dem Zuge bis Halensee.“

„O, dann müssen wir uns jetzt in die Dampfbahn setzen, damit Du das auch kennen lernst. Wir kommen so bis zum Nollendorfplatz und fahren per Pferdebahn weiter.“

Dr. Traunbach und der junge Vetter zweigten sich unten von den beiden Anderen ab, um ein nahes Gasthaus aufzusuchen, über dessen poetische Lage am See sich Wende noch zum Abschiede in einigen schwärmerischen Redensarten erging.

Rüdiger und Heldt fanden einen

offenen Dampfbahnwagen bereit, der sich alsbald, überreich gefüllt, in Bewegung setzte.

Es war für den Kleinstädter ein seltsames Gefühl, mit der Schnelligkeit eines gewöhnlichen Eisenbahnzuges durch die grünen Alleen dahinzusausen — den freien Abendhimmel über sich — rasche Fuhrwerke und elegante Reiter oder Reiterinnen zu beiden Seiten. Auch ein durch Elektricität bewegtes Phaeton rollte pfeilgeschwind an ihnen vorüber.

Wo Rüdiger früher nur freies Feld gekannt hatte, erhoben sich jetzt vielstöckige Miethpaläste in lückenloser Aufeinanderfolge. Der Zoologische Garten, der früher die äußerste Grenze des Verkehrs gebildet hatte, lag inmitten eines Häusermeeres. Seine elektrischen Lampen leuchteten sanft aus der grünen Dämmerung hervor; Hunderte von hellen Gestalten wandelten noch im Innern des Parkes auf und nieder. Auch um den gegenüberliegenden Hippodrom, dessen Eingang ein

erleuchteter Riesenelephant kennzeichnete, drängte sich fröhliches Leben.

Heldt redete in seiner zwanglosen, offenen Weise über Dieses und Jenes, lobte Doctor Traunbach's anständige Gesinnung als Kritiker und erzählte von anderen Erfahrungen, welche die Zustände der hauptstädtischen Presse vor Rüdiger's Augen allerdings in eigenthümlichem Lichte erscheinen ließen. Von Zeit zu Zeit zog Heldt ungeduldig seine Uhr hervor und rief:

„Du wirst sehen — wir kommen zu spät!"

Ueber der Eindruck, den sein Buch gemacht hatte, that er keine Frage, und Rüdiger war zufrieden damit.

Als sie ihr Ziel erreicht hatten und an zwei glücklich eroberten Parkettplätzen angelangt waren, hatte die Vorstellung in der That eben begonnen.

Heldt drückte dem Freunde hastig eine Theaterzeitung in die Hand, lehnte sich zurück, hielt das Glas vor die Augen

und gab durch seine ganze Haltung deutlich zu erkennen, daß er Willens war, sich jetzt ganz in den erwarteten Genuß zu versenken.

Und Rüdiger theilte diese Empfindung in noch höherem Grade. Er hatte seit den alten Berliner Tagen kein Theater besucht. In seinem Heimatstädtchen war ab und zu eine durchreisende Gesellschaft niederen Ranges in dem größeren Gasthaussaal aufgetreten, und diese Vorstellungen waren mit Vergnügen von allen Denen besucht worden, die keine künstlerischen Ideale besaßen oder der Ansicht huldigten, daß man eben, wo das Beste nicht zu erreichen sei, mit dem Geringen vorlieb nehmen müsse. Rüdiger hatte nie zu den Verständigen, Genügsamen gehört. Er wollte ein Drama großen Stils nicht durch stümperhafte Darstellung entweiht sehen, und die Schwänke, denen das Können jener Schauspieler vielleicht gewachsen war, widerten ihn an — ihn, der inmitten seiner kleinlichen Umgebung

immer nur nach Aufschwung und Erhebung schmachtete.

Hier empfand er nun von der ersten Minute an, daß ein echtes Dichterwerk durch ebenbürtige dramatische Kräfte, meisterhafte Regie und künstlerische äußere Ausstattung getragen und verkörpert wurde. Da gab es nirgends eine gestörte Illusion, nirgends einen bemerkbaren Zwiespalt zwischen Wollen und Können, der den Genuß eines feinfühligen Gemüthes hätte beeinträchtigen können.

Aber bald wurde in Rüdiger ein ähnlicher Eindruck — nur noch stärker und erschütternder — wie bei seinem Besuch der Gemäldeausstellung wach.

Das Große, Neue in der modernen Kunst gewann hier vor seinen Augen Leben, Sprache und Bewegung!

Wo waren die Ueberlieferungen der classischen Schule — wo war die sogenannte edle Sprache, die berechnet-maßvolle Bewegung, der pathetisch hinrollende Ausdruck der Leidenschaft geblieben?

Diese Schauspieler auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, geberdeten sich wie Redende und Handelnde der wirklichen Welt; sie gaben mit vollendeter Kunst die Natur wieder. Niemand war darauf bedacht, sich dem Publicum nur in schönen Stellungen zu zeigen, und die Sprache, die der Dichter ihnen in den Mund gelegt hatte, war mit Sorgfalt den Aeußerungen des täglichen Lebens abgelauscht. Der Begriff des Theatralischen, Declamatorischen schien hier vollständig überwunden zu sein, aber die echte dramatische Kunst mit ihrer tiefen, wahren Charakteristik und Stimmungsgewalt nahm Rüdiger fast gegen seinen Willen gefangen.

Der Conflict des Stückes war von peinvoll quälender Art. Die weibliche Gestalt im Mittelpunkte — eine von geheimer Schuld der Vergangenheit gemarterte Frau — wurde durch die hervorragendste Vertreterin der realistischen Richtung verkörpert. Schon ihre äußere

Erscheinung wich in eigenthümlicher Weise von dem traditionellen Typus einer Bühnenschönheit ab: sie war eben mittelgroß, von schmächtigen Formen und hatte ein schmales, durchgeistigtes, nervöses Gesicht mit tiefliegenden Augen. Ihre Bewegungen waren Anfangs weich und langsam, ihre Stimme von leicht verschleiertem Wohlklange; das ganze Spiel hatte etwas Müdes, Markloses und vermied alle grellen Effecte.

Als aber die rächenden Folgen jener Schuld der Unglücklichen immer drohender entgegenstarrten — welche versteckte, verzehrende Unruhe zitterte da durch jede Bewegung! Und als ihr Schicksal sich schließlich erfüllte — welche erschütternden Schmerzenslaute rangen sich da aus der gepreßten Brust hervor!

Rüdiger lauschte in athemloser Spannung und Bewegung.

Das war eine Kunst der höchsten Schlichtheit und tiefsten Innerlichkeit.

Er hatte sich inzwischen einmal mit

einer leichten Bemerkung an Heldt wenden wollen. Aber der Freund hörte ihn nicht. Mit vorgebeugtem Oberkörper und halb geöffnetem Munde saß er gierig lauschend da; seine brennenden Blicke hingen unausgesetzt an der Gestalt der Schauspielerin.

Das Stück schloß nicht mit einer harmonischen Lösung des aufgerührten Problems; sein Ende klang wie eine schmerzliche, quälende Frage in den Seelen der Hörer nach.

Die Künstlerin erschien zum letzten Mal auf der Bühne und neigte ihr Haupt vor dem tosenden Beifallssturm. Heldt rührte keine Hand, aber dennoch wendeten sich, wie unter einem zwingenden Banne, die Augen der Gefeierten ihm zu.

Als Heldt und Rüdiger wieder im Freien waren, that der Letztere einen tiefen Athemzug und drückte dem alten Freunde erregt die Hand.

„Es ist freilich etwas Großes um Eure neue Kunst, aber noch fehlt ihr Etwas. Sie ist einseitig; sie hat Shakespeare vergessen und weicht der Größe

ängstlich aus, um nicht an Lebenswahrheit einzubüßen. Wirf Deine volle Kraft in die Wagschale, Heldt! Ich kenne Dein Talent und weiß, was Du leisten könntest, wenn —. Ich sag's Dir ehrlich: Dein Buch hat mich enttäuscht. Befreie Dich von dem Unedlen, Krankhaften, das Dir angeflogen ist — hilf mit in diesem Ringen der Geister — beweise, daß Wahrheit und Schönheit in echten Künstlerhänden Eins sind — daß all' dies Streiten um Idealismus und Realismus unnöthig wird, sobald der Rechte kommt, der alle beide instinctiv beherrscht — strebe nach dem Höchsten, lieber Heldt!"

Dieser starrte dem Sprecher geistesabwesend in's Gesicht.

„Jetzt hast Du sie zum ersten Mal gesehen," murmelte er. „Was sagst Du? was fühlst Du? Großer Gott, schon allein die pfundschweren Lider, die sich dann so langsam und verträumt emporschlagen — zum Wahnsinnigwerden, zum Wahnsinnigwerden!"

———

## VI.

Am Ende der Woche stand Rüdiger noch einmal vor der Villa im Grunewald, und der Ton der Klingel schallte, Einlaß für ihn fordernd, durch das stille Haus.

Er fühlte, daß seines Bleibens kaum noch lange sein könnte, und wollte doch nicht scheiden, ohne von der Frau, die seine Gedanken inzwischen oft beschäftigt hatte, Abschied genommen zu haben.

Der Diener führte den Gast mit dem Bemerken, daß die gnädige Frau sogleich erscheinen werde, in ein Gemach, welches Rüdiger bei seinem ersten Besuche noch nicht betreten hatte. Es war heller und freundlicher als die übrigen Räume ausgestattet und verrieth in vielen kleinen Einzelheiten den bevorzugten Aufenthalts-

ort der Frau vom Hause. Dem grellen Sonnenschein wehrte nur ein leichter, buntgestickter Vorhang; die Sessel waren mit zartblauem, geblümtem Seidenstoff überzogen; prächtige Blattpflanzen umgaben einen Nähtisch von alterthümlicher, eingelegter Arbeit, der in der Nähe des Fensters stand. Die Mitte des Zimmers nahm ein aufgeschlagener Flügel ein; schöne Kunstgegenstände fehlten auch hier nicht.

Nach wenigen Minuten trat Frau Heldt mit raschen, leichten Schritten ein.

„Es ist sehr freundlich von Ihnen," sagte sie mit etwas unsicherer Stimme, „daß Sie noch einmal gekommen sind! Freilich müssen Sie heute mit mir allein vorlieb nehmen: mein Mann ist in der Stadt, und die Kinder sind in der Schule. Aber bitte — wir wollen uns hier auf meinen Lieblingsplatz unter der Palme setzen!"

Ihr ganzes Wesen verrieth, daß es ihr lieb war, mit Rüdiger allein zu

bleiben, und auch dieser hatte das Gefühl, als ob ihm ein unbewußter Wunsch dadurch in Erfüllung gegangen wäre.

Als er Frau Heldt so im warmen Tageslichte gegenüber saß, bemerkte er heute zum ersten Mal eine leichte Puderschicht auf ihren Wangen und sah auch die kleinen Linien und Fältchen, welche dieser Puder verbergen sollte.

Eine Unterhaltung wollte Anfangs nicht in Gang kommen. Frau Heldt fragte Rüdiger nach den Eindrücken der letzten Tage, aber sobald er davon zu erzählen begann, mußte sie sich augenscheinlich zur Aufmerksamkeit zwingen und fand keine Gegenrede, die den Faden hätte weiter spinnen können. So drohte dieser bald zu reißen, und Rüdiger wußte schließlich nur noch durch ein paar zwischengeworfene, gleichgiltige Phrasen einem drückenden Stillschweigen vorzubeugen.

Unmittelbar nach einer solchen Phrase sagte Frau Heldt plötzlich:

„Sie haben jetzt Ihren alten Freund

und die Art seines Schaffens neu kennen gelernt — wie urtheilen Sie darüber?"

Und ehe Rüdiger in augenblicklicher Bestürzung eine Antwort geformt hatte, sagte sie langsam vor sich hin:

„Ein verkommenes Talent — ein verkommener Charakter."

„Gnädige Frau," rief Rüdiger erschrocken, „nein, nein, so denke ich nicht über ihn. Heldt ist momentan dem Einfluß der neuen Richtung all' zu sehr erlegen und hat, wie es mir vorkommt, seine Selbständigkeit vorübergehend eingebüßt. Er setzt allen Stolz daran, ein durch und durch moderner Künstler zu sein, und wirft sich deshalb auch in die krankhaften Uebertreibungen der jüngsten Schulen hinein. Aber das ist sicherlich nur ein Entwickelungsstadium. Wenn er weiter fortschreitet und die großen, neuen Errungenschaften als Mittel zum Zweck benutzen lernt, dann wird er meiner Ueberzeugung nach Hervorragendes schaffen!"

Die Frau schüttelte mit bitterem Lächeln den Kopf.

„Ihr schönes Vertrauen täuscht Sie. Meines Mannes Weg führt nicht empor, sondern tiefer — immer tiefer hinab.“

Sie preßte leidenschaftlich die Hände zusammen.

„Es ist zu viel! Es muß heraus! — Ich weiß: Sie sind mein Freund — ich habe Mitgefühl und Verständniß in Ihren Augen gelesen — o Rüdiger, Rüdiger, wenn Sie ahnten, wie unglücklich ich bin!“

„Ich habe es geahnt,“ sagte er leise.

Sie sprach in überstürzender Erregung weiter:

„Er war ein prächtiger Mensch — damals — als Sie ihm auch nahe standen. Ich hab' ihn heiß und innig geliebt. Bald nachdem wir geheirathet hatten, nahm er eine Redacteurstelle in G . . . an. Wie glücklich waren wir in der ersten Zeit! Fritz leitete sein Blatt im höchsten Sinne und war voll köstlicher

Illusionen in Bezug auf den veredelnden Einfluß, den er allmählich dadurch auszuüben hoffte. Seine Thätigkeit ließ ihm außerdem Muße zu selbständigem Schaffen. Was er damals dichtete, war echte, starke Poesie, an der ich mich begeistern und erheben konnte. Die Welt fragte nicht viel danach, aber Fritz sagte, er wollte nicht den Meisten, sondern den Besten gefallen. Unsere Mittel waren verhältnißmäßig beschränkt; wir mußten uns manchen Genuß versagen. Doch unsere Liebe und die Freude an der schönen Natur entschädigten reichlich für alle kleinen Entbehrungen.

Ich befriedigte meinen Mann damals noch ganz — mein Gesang entzückte ihn — und so lernte ich Anfangs nur die Lichtseiten der Künstlerseele kennen. Ihre starken Flügel trugen mich mit empor.

Als der Junge geboren war, mußte mein Mann am Ende doch ernstlich nach einer Verbesserung unserer materiellen Lage streben. Er übernahm die Leitung einer größeren hiesigen Zeitung, und wir

zogen also nach Berlin — zuerst in eine recht beschränkte, abgelegene Wohnung im Nordwesten.

Unsere Einnahmen verbesserten sich allerdings, aber der Lebensunterhalt war theurer, als in unserem alten, lieben Nest, und die Versuchung zu größeren Ausgaben stand immer lockend vor der Thür —"

Frau Heldt hielt plötzlich inne.

„Ich erzähle Ihnen da übrigens eine recht alltägliche, hausbackene Geschichte."

Rüdiger erhob seinen ernsten, theilnahmvollen Blick.

„Bitte, sprechen Sie weiter, gnädige Frau."

„Und ich konnte es meinem Mann nicht einmal verdenken, wenn er sagte, er müßte seine Phantasie durch Eindrücke von außen befruchten, Musik hören, Bilder sehen, Theater besuchen und mit anderen Künstlern verkehren. Gewiß, das Alles gehörte zu seinem Beruf; es war nur klug, die Gelegenheit zu benutzen, die sich so vielleicht niemals wieder bot. Ich

schwieg auch, wenn er zuweilen im tiefsten Winter die Zimmer mit Rosen schmückte, alle Lampen anzünden ließ und unsere einfache Tafel plötzlich durch auserlesene Leckerbissen bereicherte. Manchmal wäre mir statt dessen freilich ein praktisches Kleidungsstück für mich oder den Kleinen weit erwünschter gewesen, aber mein Mann gerieth, wenn Alles um ihn herum recht festlich war, in eine so selige, überströmende, schaffensfreudige Stimmung — die mochte ich ihm nicht verderben.

Mit dem Verlangen nach Genuß wuchs natürlich auch die Sehnsucht nach reicheren Mitteln. Fritz trat mit verschiedenen Verlegern in Verbindung und bemühte sich nach Kräften um größere Honorare für seine Dichtungen. Aber er erhielt immer denselben Bescheid: solche Sachen zögen heute nicht mehr. Von seinen Freunden wurde ihm wol auch der Rath zu Theil, dem Geschmack des Publicums einmal mit stärker gewürzter Kost entgegenzukommen.

So erklärte Fritz denn eines Tages mit blitzenden Augen und trotzig zurückgeworfenem Kopfe: Gut, sie sollen ihren Willen haben — ich werde ein Buch schreiben, das Aufsehen erregt, und wenn ich dann einen Namen habe, werde ich mit dem hervortreten, was ich in Wahrheit bin.

In diesem Sinne begann er seine neue Arbeit, von der ich während des Entstehens Nichts erfahren sollte. Aber ich fühlte, daß mein Mann sich allmählich veränderte; es war, als ob die gröberen Stoffe seiner Natur sich deutlicher bemerkbar machten.

In einer Abendstunde rief er mich dann in sein Zimmer und begann mir mit triumphirender Miene und dramatischer Lebendigkeit das vollendete Werk vorzutragen.

Rüdiger, da öffnete sich eine Kluft zwischen mir und ihm. Ich erröthete, wie eine Frau niemals vor ihrem Gatten erröthen dürfte. Meine Hand hat das

Buch nicht berührt, und mein Auge hat nicht darauf geruht.

Nun, es machte aber, wie Sie sich denken können, gewaltiges Aufsehen. Die erste Auflage war bald vergriffen. Mein Mann erhielt die vortheilhaftesten Anerbietungen. Er war wirklich mit einem Schlage berühmt geworden. Und nun gab es kein Zurück mehr, wie er es Anfangs beabsichtigt hatte. Beim Publicum war er nun einmal in einem ganz bestimmten Charakter zu Gnaden angenommen worden und fürchtete an Beliebtheit einzubüßen, wenn er diesen Charakter wieder verleugnete."

Frau Heldt hielt nochmals inne. Ihr Blick haftete auf dem Boden, und ihr Athem ging schneller, während sie fortfuhr:

„Ich merkte bald, wie auch die Phantasie meines Mannes sich immer heftiger und einseitiger nach — nach jener Richtung hin wendete. Für die Frauen war er ohnehin durch sein Buch natürlich

zu einer höchst anziehenden Persönlichkeit geworden.

Von nun an ging es schnell abwärts mit unserer Liebe und unserem Glück.

Sie können mir's glauben: ich gab mir redliche Mühe, seine Künstlernatur zu begreifen und ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Mit philisterhaften Bedenken und kleinlicher Eifersucht habe ich ihn wirklich nicht gequält! Aber freilich — meine Frauenwürde wollte ich mir damals noch nicht antasten lassen. Großer Gott, wie ist sie seitdem zerdrückt und zerbrochen worden!

Mein Mann war Anfangs noch von einer — ich möchte sagen: kindlichen — Offenherzigkeit. Seinem impulsiven, heißblütigen Wesen war es Bedürfniß, sich auszustürmen, wenn ein neuer, mächtiger Eindruck über ihn gekommen war. Ich werde es nie vergessen, wie er einmal von einem Erholungsaufenthalt an der Nordsee heimkehrte, während ich bald nach

Lilli's Geburt noch zu Bett lag. Er überstürzte mich mit seiner Leidenschaft für eine schöne Fischertochter — er streute Skizzen von ihr, die ein befreundeter Maler entworfen hatte, über unsere ganze Wohnung aus — er wünschte sogar, daß unsere Kleine zur bleibenden Erinnerung Signe getauft würde, und konnte meinen Widerstand dagegen durchaus nicht begreifen. Später entstand eine seiner glühendsten Dichtungen: Fährmann's Töchterlein — daraus.

Allmählich wurden meines Mannes Verirrungen aber anhaltender und gefährlicher. Er gerieth immer tiefer in die modernen Anschauungen hinein, die einen Kreis junger Künstler und Schriftsteller förmlich berauscht hatten. Jene waren wenigstens meist unverheirathet und Niemandem Rechenschaft über ihre Handlungen schuldig. Mein Mann aber, der fast ausschließlich mit ihnen verkehrte, hielt es nun auch bald für sein gutes Recht, eine besondere Moral für sich in Anspruch

zu nehmen und seine Persönlichkeit in schrankenloser Freiheit auszuleben.

O, wie ich diese Phrasen hassen lernte, mit denen der nackte brutale Egoismus gar zu gerne seine jämmerliche Blöße zudecken möchte!

Mein Mann mußte natürlich empfinden, daß mein Gefühl sich gegen seine ganze Richtung sträubte. Das empörte ihn über alle Maßen. Einmal packte er mich am Arm und schrie mir zu:

‚Kalte Tugendrichterin — wenn Du Dir nur ein einziges Mal selbst Etwas vorzuwerfen hättest!‘

Sehen Sie — so hoch schätzte er die makellose Reinheit seiner eigenen Frau.

Empört war er auch, wenn ich ihn nicht überall hin begleiten konnte und wollte. Jahre lang war ich kränklich — die Kinder brauchten auch viel Sorge und Pflege — ich wollte ihnen eine treue Mutter sein — aber mein Mann hatte kein Verständniß dafür. Ich durfte ja

auch nicht von seiner Seite weichen, wenn ich ihn nicht ganz verlieren wollte. So zersplitterte sich meine Kraft nach allen Richtungen.

Die Ausgänge mit meinem Gatten bereiteten mir immer größere Qualen. Er pflegte nach dem Theater noch irgend eine Wein- oder Bierstube mit mir aufzusuchen. Dort saßen dann seine Kameraden mit ihren — ihren Damen zusammen, und man muthete mir zu, in dieser Gesellschaft zwanglos mit zu speisen! Wenn ich mich weigerte, so mußte ich nachher zu Hause meinen pharisäerhaften Tugendstolz in einer fürchterlicheu Scene büßen.

Mein Freund, und was für Gesellschaftsabende verlebte ich in unserem eigenen Hause! Welche Elemente drängten sich an meinen Mann heran, die er alle gastfreundlich willkommen hieß, sobald er nur einen Funken von Genialität in ihnen aufspürte! Welch' ein Ton wurde manchmal an dem Tische laut, wo ich als

Hausfrau den Vorsitz führte! Aeußerlich in stolzer Haltung, innerlich gebrochen vor Demüthigung und Scham, zog ich mich zuweilen früher in mein Zimmer zurück. Die lustige Gesellschaft, die dann ohne mich weiter tafelte, gab mir den Spitznamen: die Prinzessin.

Sie können sich denken, daß die immer zunehmende Entfremdung zwischen meinem Manne und mir auch ihren Einfluß auf die Kinder ausübte. Hier war ich am empfindlichsten, und hier wurde ich am härtesten getroffen. In ihm war schließlich Alles zerfetzt und angefressen, was er an Ehrfurcht vor dem Heiligen besessen hatte; er konnte nur noch spotten, wo solche ihm bei Anderen entgegentrat. Mit Thränen habe ich ihn oft angefleht, wenigstens den Kindern ihren reinen, frommen Glauben nicht vorzeitig zu zerstören. Aber selbst, wenn mein Mann versprochen hatte, sich da einen Zwang aufzuerlegen — er war viel zu stürmisch und unbedachtsam, um in erregten Augen-

blicken an die Gegenwart der Kleinen zu denken. So mußte ich ohnmächtig zusehen, wie ein Giftkeim nach dem anderen in die zarten Seelen gesenkt wurde. Sie haben ja selbst gehört, in welcher Weise sich Siegfried über den Religionsunterricht äußerte. Auch auf anderen Gebieten ist eine kindliche Harmlosigkeit bereits gründlich zerstört worden.

Dazwischen freilich kamen trotz aller Stürme und Bitterkeiten wieder Stunden, wo mein Mann mit der ganzen alten Gluth des Gefühls zu mir zurückkehrte, und auch meine Empfindungen schwankten immer noch hin und her, bis, etwa vor einem Jahre, der Wendepunkt eintrat, der Alles entschied.

Lassen Sie mich's schnell und kurz andeuten, die Erinnerung ist fürchterlich.

Mein Mann führte eine junge Schauspielerin bei uns ein, die aus der Provinz kam und an ihn empfohlen worden war. Sie stammte aus guter Familie, ich hörte das Beste über sie; da gewährte ich ihr

denn gerne den Schutz und die Gastfreundschaft unseres Hauses. Das junge Mädchen schloß sich mir auf's Innigste an, und auch ich gewann sie bald außerordentlich lieb. Es konnte mir nicht entgehen, daß mein Mann von heißer Zärtlichkeit für das geniale, anziehende, eigenartige Geschöpf erfaßt wurde, aber diesmal kam kein Funke von Mißtrauen in mein Herz. Ich dachte nie an die Möglichkeit, daß ihm selbst die Ehre seines Hauses und das Vertrauen auf seinen Schutz nicht mehr heilig sein könnten.

Nun, und ich hatte mich eben getäuscht, das ist Alles.

Mein Mann hatte inzwischen ganz gut gelernt, zu lügen und zu heucheln. Ein Zufall klärte mich plötzlich auf. Das unglückliche Mädchen konnte ich nicht verdammen, aber ihn — ihn.

Sie haben die Schauspielerin neulich gesehen. Ich weiß, daß mein Mann von seiner Leidenschaft noch nicht genesen ist.

Wir hatten eine einzige Aussprache miteinander, und dann war es zu Ende. Jetzt kümmere ich mich nicht mehr um sein Thun und Treiben; ich stehe allein, als ob er ein Fremder wäre; ich schließe die Augen vor den Demüthigungen, mit denen er mich durch seinen ganzen Wandel überhäuft; was in mir überhaupt noch lebendig ist, das wende ich meinen Kindern zu, den geliebten Kindern! Aber ich kann mich selbst nicht darüber täuschen: der zerstörende Einfluß ist größer als der aufbauende. Und so werde ich wol zusehen müssen, wie mein Siegfried der echte Sohn seines Vaters wird."

Frau Heldt hatte zuletzt mit Anstrengung gesprochen; jetzt schwieg sie und starrte verzweifelt vor sich hin.

Nach kurzem Schweigen sagte Rüdiger ruhig und schonend, wie er zu einem Kranken geredet hätte:

„Nun verstehe ich ganz, wie schwer Sie gelitten haben müssen."

„Namenlos – namenlos," murmelte sie.

Rüdiger ergriff die Hand der unglücklichen Frau.

„Sie haben mich Ihren Freund genannt, gönnen Sie mir auch das Freundesrecht, freimüthig mit Ihnen zu sprechen?"

Sie nickte bereitwillig. Er behielt ihre Hand in der seinigen und sprach in seiner schlichten Weise weiter:

„Warum halten Sie noch die äußere Gemeinschaft mit einem Manne aufrecht, den Sie nicht mehr lieben und achten können? Sie haben die Ueberzeugung gewonnen, daß Ihr Einfluß Nichts mehr über ihn vermag; seine Einwirkung auf die Kinder haben Sie als gefährlich und verderblich erkannt; damit brechen doch wol die beiden einzigen Beweggründe zusammen, die einer glücklosen Ehe noch einen inneren Halt geben könnten. Glauben Sie mir: ich rede keinem leichtmüthigen Auseinandergehen das Wort. Aber wer am höchsten von der Ehe denkt, der darf sie, meine ich, am wenigsten durch ein

Zusammenleben, das in Wahrheit keins mehr ist, entheiligen! Sie sehen so scharf und empfinden so fein, warum verschließen Sie sich der Erkenntniß, daß es sittlicher und würdiger wäre, wenn Sie, statt Ihre Last in schweigender Verbitterung weiter zu schleppen, die Freiheit zurückeroberten und ein klares, wahres Dasein für sich und Ihre Kinder gestalteten?"

Frau Heldt lächelte schwermüthig.

„Warum ich mich nicht von meinem Manne scheiden lasse? Ach, Rüdiger, wenn Sie wüßten, wie oft ich selbst mir diese Frage in schlaflosen Nächten und trostlosen Tagen vorgehalten habe. Warum? Nun, vielleicht, weil ich mich vor der kleinlichen Misère des Lebens fürchte, mit der ich dann den Kampf aufnehmen müßte."

Zögernd, denn es widerstrebte ihm, auch diese praktische Seite zu streifen, sagte Rüdiger:

„Für die Kinder würde Ihr Gatte wol auch ferner sorgen müssen, und da

dieser sich augenscheinlich in glänzenden Verhältnissen befindet —“

Ein kurzes, herbes Auflachen unterbrach ihn.

„Sie halten meinen Mann für reich? O bitte, seien Sie nicht so vertrauensvoll. Hier in Berlin fährt Mancher, das ist nun einmal der volksthümliche Ausdruck für Reichthum und Luxus, fährt Mancher auf Gummirädern, nur weil er's versteht, mit Glück und Geschick Schulden zu machen. Und so ist's auch hier gewesen. Meines Mannes schöne Einnahmen hätten vollkommen genügt, um uns eine behagliche Existenz zu sichern, aber die Ansprüche stiegen in's Maßlose, und unser Haus wurde auf morschem, trügerischem Grunde aufgebaut. Er speculirt übrigens auch an der Börse. Die falsche Herrlichkeit muß und wird eines Tages zusammenbrechen.

Aber nun will ich Ihnen auch gleich meine ganze Erbärmlichkeit bekennen, Rüdiger. Ich hänge an diesem glän=

zenden Schein — ich konnte nicht freiwillig alle die unzähligen Annehmlichkeiten unseres lügnerischen Daseins aufgeben. Glauben Sie nicht, daß ich meinem Manne nur als Richterin gegenüberstehe: ich selbst bin schließlich auch Nichts weiter, als eine armselige, moderne Großstädterin. Sein Schaffen hat mich zwar mit heftigem Widerwillen und Mißtrauen gegen Alles, was man so speciell „modern“ nennt, erfüllt, aber im Grunde stehe und kämpfe ich auch unter dem verhaßten Feldzeichen. Wir kokettiren mit dem großen socialen Elende und können doch für unsere eigene Person Genuß und Luxus nicht entbehren; wir hören und sprechen wundervolle Worte über Wahrheit und Freiheit und jagen doch die Lüge nicht von unserem häuslichen Herde; wir steigen in die Tiefe unseres Innern herab, wir zergliedern unsere Qual und raffen uns doch zu keiner muthigen That empor, welche dieser Qual ein Ende machen könnte. Wir sind keine ganzen,

wirklichen Menschen mehr, sondern nur ein Mischwerk von hunderttausend geistigen Einflüssen, die sich hier im Mittelpunkte täglich und stündlich unabweisbar an uns herandrängen.

Begreifen Sie mich, mein lieber Freund? Ach, es liegt eine Welt zwischen mir und Ihnen! Als Sie mich aufrütteln wollten, meine Freiheit zurückzugewinnen, war's mir, als hörte ich eine von den Ibsen'schen Stimmen, die wir so gut kennen. Auf unseren Lippen sind sie Theatersprache und werden es ewig bleiben. Bei Ihnen dagegen, — obwol Sie mir gesagt haben, daß Sie Nichts von Ibsen gelesen hätten, sind Sie in dieser Beziehung Geist von seinem Geiste und würden niemals zögern, ihre Anschauung im gegebenen Falle auch handelnd zur Geltung zu bringen. Sie sind in dem engen Rahmen Ihres Daseins ein ganzer Mensch geblieben — ach, Rüdiger, wie beneide ich Sie darum!

Ich fühle und erkenne Alles und habe doch nicht mehr inneren Halt genug, um den fürchterlichen Zwiespalt zu lösen. Meine schwerste Last ist mein eigenes Ich, und nur der Tod kann mich davon befreien.

In die Sehnsucht nach ihm — auch das will ich Ihnen beichten — habe ich mich oft leidenschaftlich versenkt. Ich habe ihn herbeigewünscht und herbeigerufen. Er wollte nicht kommen. Zur schnellen, endgültigen That fehlte mir natürlich wieder der Muth. Ich nahm meine Zuflucht zu allerlei kleinen, kindischen, frevelhaften Mitteln; ich lehnte mich Nachts mit entblößtem Halse in die eisige Winterluft hinaus, oder ich nahm ein wenig — nur ein wenig — Morphium mehr, als der Arzt mir verordnet hatte. Meiner Gesundheit schadete ich wol dadurch, aber an's Leben ging es nicht.

Eines Abends kamen wir aus einer Gesellschaft zurück, wo mein Mann mich

gänzlich vernachlässigt und einer mehr wie zweifelhaften Dame auf das Offenkundigste gehuldigt hatte. Ich konnte auf der Straße seine Nähe nicht ertragen und ging allein voran. Es war mir ganz gleichgültig, ob ich mich dadurch den Belästigungen Vorübergehender aussetzte. Der Ekel vor meinem ganzen Dasein stieg mir bis an die Kehle. Mein Mann mußte die Hausthür aufschließen: da blieb ich zurück und folgte ihm langsam die Treppe hinan. Er pfiff beim Gehen eine triviale Melodie vor sich hin, und diese scheinbare Gleichgiltigkeit machte mein Blut sieden. Oben öffnete das Stubenmädchen, das uns erwartet hatte. Als sie mir beim Ablegen des Mantels behilflich war, sah ich vor dem Spiegel ein Messer liegen, das der Diener zufällig dort vergessen haben mochte. Plötzlich ergriff mich ein unerklärbares, unbezwingliches Verlangen: ich packte das Messer und streifte meinen Handschuh empor. Es ging Alles so betäubend

schnell — ich sah die blaue Ader am Handgelenk schimmern, aber da war auch schon mein Mann mit dem Mädchen auf mich zugestürzt und hatten mir die Waffe entwunden. Das treue Geschöpf schluchzte vor Aufregung; mein Mann zog mich fast mit Gewalt in's Nebenzimmer. Er überschüttete mich mit flammenden Vorwürfen, und dazwischen fiel er mir zu Füßen, weinte und beschwor mich, ihm Alles zu verzeihen. Allmählich kehrte bei seinem leidenschaftlichen Wesen mein klares Bewußtsein zurück, und da erkannte ich haarscharf etwas Gräßliches: Es war mir nicht Ernst mit meinem Vorsatz gewesen, ich hätte mir mit diesem Messer nie ein wirkliches Leid angethan; die Ueberreizung meiner Nerven, die Sucht, meinen Mann aus seiner Ruhe aufzustacheln und der inneren Qual auf irgend eine Weise Luft zu machen, hatten mich dahin getrieben, etwas Wildes, Verzweifeltes, etwas Sensationelles thun zu wollen. Der Schmerz meines Mannes

war in diesem Augenblick ehrlich und wahr; ich hatte mit ihm und dem Heiligsten Komödie gespielt.

Entsetzen Sie sich nicht vor mir?

Seit jenem Tage habe ich aufgehört, den Tod zu suchen; ich warte nur noch auf ihn. Und Abend für Abend frage ich: wann wirst du kommen? wann wirst du kommen?" — — —

In seltsamem Gegensatze zu den zitternden, gebrochenen Tönen der unglücklichen Frau stand Rüdiger's klare, feierliche Stimme, als er jetzt antwortete:

„Warten Sie nicht auf den Tod und spielen Sie nicht mit dem Gedanken an ihn. Ein beglückender Erlöser ist er nur für Den, der sein Leben in redlichem Kampfe durchrungen und bezwungen hat. Wie würden Sie bestehen, wenn jetzt plötzlich der Tod sein unerbittliches Antlitz vor Ihnen enthüllte und der gewaltige Ruf an Sie erginge: Lege Rechenschaft von Deinem Thun und Denken ab; denn heute mußt Du sterben."

Die Frau erblaßte und schauderte zusammen. Milder fuhr Rüdiger fort:

„Ich weiß nicht, ob Sie sich den Glauben an Gott bewahrt haben, aber ich meine: ein Gefühl sittlicher Verantwortung tragen wir Alle, ob gläubig oder ungläubig, ob bewußt oder unbewußt, in tiefster Seele. Und ich versichere Sie: die Nähe der Todesstunde reißt alle Selbsttäuschung entzwei, sie stellt den Menschen vor seinen Richter — droben im Himmel oder in der eigenen Brust."

Mit bangem Ausdruck sah die Frau dem Manne in das ernste Auge.

„Sie sprechen, als ob —"

Rüdiger lächelte ruhig.

„Als ob ich selbst vor den dunklen Thoren stünde, nicht wahr? Sie haben Recht; der Tod hat mich gezeichnet. Er gewährt mir nur noch eine kurze Spanne Zeit, Umschau zu halten und Abschied zu nehmen."

„Rüdiger! Rüdiger!" schluchzte die

erschütterte Frau, „sagen Sie das nicht, ich kann es, ich will es nicht hören! Sie müssen leben — für Ihre Gattin, für Ihre Kinder, für Ihre Freunde — ja, Rüdiger, auch für mich müssen Sie leben!“

„Nicht mehr lange,“ antwortete er, „und meine wahren Freunde dürfen es mir auch nicht anders wünschen. Allmählich macht es müde, den siechen Leib mit aller Kraft des Willens doch eben nur zusammenzuhalten. Weinen Sie nicht; wir wollen einander nicht rühren noch erweichen. Sie gaben mir mehr, als Sie ahnen können, durch Ihr schönes Wort, daß ich in der Enge meines Daseins ein ganzer Mensch geblieben sei; lassen Sie sich dafür meine Bitte an's Herz dringen — schaffen Sie wahre und klare Verhältnisse für sich und Ihre Kinder, ob auch die harte Sorge nicht ausbleiben mag.“

Haltung und Ton des Mannes hatten etwas Priesterliches im edelsten Sinne;

es war, als ob die Weihe des Todes ihn schon umschwebte und adelte.

Die Frau war in leidenschaftlicher Erschütterung in ihren Sessel zusammengesunken; als aber Rüdiger ihr jetzt zum Abschiede die Hand reichen wollte, erhob sie sich schnell, wie durch einen plötzlichen, warmen Impuls getrieben.

„Gehen Sie noch nicht — noch nicht!“ rief sie bittend, während die umflorten Augen neu aufleuchteten. „Ein Lied sollen Sie zur letzten Erinnerung an mich mitnehmen — das alte Lied von den Jugendfreunden, das Sie schon damals liebten, als wir selbst noch jung und glücklich waren.“

Sie hatte sich sprechend dem Flügel genähert, griff nun mit der rechten Hand in die Tasten und deutete mit schlichten Mollaccorden eine schwermüthige, volksthümliche Melodie an. Dabei nickte sie Rüdiger trübe lächelnd zu.

„Wissen Sie noch?“

Und als die Bewegung in seinen

Zügen ihr Antwort gab, ließ sie sich nieder, um regelrecht und künstlerisch das Vorspiel zu beginnen.

Der Wohllaut, den ihre schlanken Finger dem auserlesenen Instrumente entlockten, tönte selbst wie Gesang.

Dann setzte, nur Anfangs noch leise bebend, die mächtige, herzbezwingende Altstimme mit tragischem Klange ein:

Es geht ein verhaltenes Klagen
Die herbstlichen Wipfel entlang;
Wir schreiten im Walde und lauschen
Dem traurigen Abendgesang.

Es ist, als dränge die Stimme
Aus unserer eigenen Brust,
Als haben der Wind und die Bäume
Um unser Leid gewußt.

Der Frühling zog durch die Lande,
Von Blumen sproßte der Pfad,
Da trafen wir einst zusammen,
Mein treuer Kamerad.

Noch wußten wir Nichts von den Schranken,
Die Mensch zu Mensch erfand,
Und wie er in eiserne Ketten
Den Zug der Seelen gebannt.

Verwandtes Sehnen und Streben
Wob sich von Dir zu mir —
Der Funke flog zündend hinüber —
Was konnten wir Beide dafür?

Da kamen die Knechte der Sitte,
Und was gleich den Sternen so rein,
Das haben sie niedergeworfen
Und machten es häßlich und klein.

So wurden wir feig wie die Andern,
Mißtrauten dem himmlischen Licht
Und schieden mit brennenden Schmerzen
Und stammelten „Tugend“ und „Pflicht“.

Wir suchten, entfernt von einander,
Das Glück und fanden es auch;
Das Glück zerstörten die Flammen,
Sie ließen nur Asche und Rauch.

Nun ist es Herbst geworden,
Verdorrt sind die Blumen am Pfad;
Da treffen wir wieder zusammen,
Mein treuer Kamerad.

Und wie ich Dir jetzt in die Augen,
Die alten, lieben, geschaut —
Gott helfe, da hat uns Beiden
Still vor einander gegraut.

Als stiegen gespenstig zwei Todte
Aus ihrer Gruft empor,
So mahnt der Eine den Andern
An das, was er verlor.

Wir wenden uns stumm zur Seite,
Und Jeder zieht seinen Pfad;
Mit uns ist's doch zu Ende,
Mein treuer Kamerad.

Die Accorde des Nachspiels verklangen wie fallende Tropfen. Während einiger Minuten verharrte die Sängerin bewegungslos, in ihren Stuhl zurückgelehnt, die Finger noch auf den Tasten ruhend. Dann schaute sie mit tiefem, dunklem Blick zu Rüdiger empor und streckte ihm die Hände hin.

„Das war mein Lebewohl für Sie."

Zum ersten Mal drängte sich etwas Unklares, Leidenschaftliches — Etwas von verhaltener Sehnsucht und Erwartung — in ihre Augen.

Rüdiger beugte sich über die dargereichten Hände und umschloß sie mit festem Druck.

„Haben Sie Dank für dies schöne Lebewohl. Auch unsere Wege trennen sich nun wieder. Ich gehe, um verzichten und sterben zu lernen — Sie sollen leben und kämpfen lernen. Aber es war ein starkes, tiefes Zusammenfinden in dieser Stunde, nicht wahr? Lassen Sie unsere gute Kameradschaft in treuem Andenken bleiben."

Die Frau senkte den Kopf, wie unter einer großen Beschämung. Heiße Worte blieben für immer ungesprochen. Sie bedeckte ihre überströmenden Augen mit einer Hand und winkte mit der anderen Rüdiger, zu gehen.

---

## VII.

Als Rüdiger dann den Weg zur Stadt zurücklegte, klang das schwermüthige Lied unablässig in ihm nach. Die feinsten Saiten der Seele waren in Schwingungen versetzt. Sein eigenes Schicksal hatte ihm noch nie so klar und feierlich vor Augen gestanden, als heute, wo er versucht hatte, die Kraft eines anderen Menschen daran emporzurichten. Und der Schmerz, dessen mitfühlender Zeuge er geworden war, ließ ihn nicht aus seinem Banne.

Aber trotz dieses zwingenden Mitleids mischte sich in seine Erinnerung an die verflossene Stunde ein leises Unbehagen.

Durfte dies Alles ausgesprochen werden?

War Edith Heldt eine von den Frauen, die inmitten aller Herzensqual

noch für den Reiz empfänglich sind, einem Manne ihr inneres Leben zu enthüllen?

Würde sie nach dieser Stunde die Kraft zur befreienden That finden, oder würde sie sich wieder damit begnügen, Schmerz und Reue in edles, künstlerisches Spiel hineinzuströmen?

Rüdiger schalt sich selbst einen Philister und Pedanten, aber das ursprüngliche Gefühl war stärker, als der hinzutretende, vermittelnde Verstand.

Wie an dem Tage, wo Rüdiger den Urtheilsspruch des Arztes vernommen hatte, umfluthete ihn das glänzende, geschäftige Leben der Weltstadt. Aber heute blendete es nicht mehr das Auge des Hinschreitenden; denn er hatte einen tiefen Blick in das Elend und die Zerrissenheit gethan, die sich unter der lockenden Oberfläche verbargen.

Frau Heldt hatte sicherlich unter der Wucht ihrer persönlichen Erfahrungen allzu subjectiv geurtheilt und äußere

Einflüsse für Vieles verantwortlich gemacht, was bereits in der Tiefe des Wesens beschlossen gelegen hatte. Fritz Heldt wäre auch unter anderen Verhältnissen an seinem schwachen Charakter zu Grunde gegangen, und auch auf diesem großstädtischen Boden — Rüdiger zweifelte nicht daran — wuchsen Tausende von lebenstüchtigen Keimen empor, die allen gefahrdrohenden Einwirkungen widerstanden.

Aber trotzdem — diese gefahrdrohenden Einwirkungen waren vorhanden, und es gehörte eben ein gefestigter Charakter dazu, sich nicht von ihnen unterjochen zu lassen.

Was Rüdiger früher darüber gelesen und mit seiner zehrenden Sehnsucht im Herzen mehr äußerlich durchdacht, als innerlich erfaßt hatte, das wurde jetzt, unter den eigenen starken, persönlichen Eindrücken, sein unverlierbares geistiges Eigenthum.

Er vermochte in den Abgrund hineinzuschauen, der ungezählte Existenzen aus

allen Schichten und Kreisen zum tödtlichen Sturz verleitet hatte: den Abgrund der Begehrlichkeit, der Gewinnsucht, der Ausschweifung. Es schwebte ein strahlendes Licht darüber, an dem die Starken sich wärmen und erleuchten mochten, während es den Schwachen die Augen blendete und die Geistesflügel verzehrte, so daß sie rettungslos zur Tiefe taumeln mußten.

Dazwischen klang es wieder gleich einer göttlichen Stimme an Rüdiger's Ohr: Du bist ein ganzer Mensch geblieben.

Ich habe mit meinem Schicksal gehadert, dachte er weiter, weil es mich in einen engen Kreis hineinzwang und mir nicht vergönnte, mein bescheidenes Licht an diesem großen Feuer zu entzünden.

Wer bürgte mir dafür, daß meine Persönlichkeit stark genug gewesen wäre, um Heil und nicht Verderben daran zu finden? Ich habe meinen Freund, der größere Gaben als ich selbst besaß, verarmt und gescheitert gesehen — ein

klägliches Zerrbild von dem, was er in seiner Jugend war und verhieß. Ich habe das Weib, das damals in edler Begeisterung und froher Daseinskraft erblühte, wieder gefunden — mit einem trüben Hauch auf ihrem Seelenspiegel. Das neue Geschlecht, das unter der Hut dieser Eltern heranwächst, trägt schon einen Keim der Zersetzung in sich.

Und ich habe mich zu einer Anklage vermessen, weil mein Geist und Sinn nicht dieser zweischneidigen Probe unterworfen wurde.

Vielleicht hätte ich mich schlechter bewährt als jene Zwei, zu denen ich einst in jugendlicher Schwärmerei emporschaute.

Wenn solche Kräfte in mir geschlummert hätten, wie sie auf diesem Felde allein den Sieg verheißen können — sie wären auch im beschränktesten Rahmen zur Entfaltung gekommen, sie hätten allen Zwang der Verhältnisse überwunden.

Ein Thor ist der, welcher die Schuld in äußeren Umständen sucht, wenn er

selber schwach und klein geblieben ist — ein Thor und ein Frevler!

Meine wissenschaftliche Sehnsucht habe ich nicht sättigen, meinen Drang nach Freiheit und Größe habe ich nicht ausleben können. Aber die Sehnsucht in mir ist rein und stark geblieben, und ich habe immer einen Maßstab daran besessen, der mich davor bewahrte, alltäglich und kleinlich, wie meine Umgebung, zu empfinden.

Auch dort gab es Raum genug, zu irren und zu straucheln, aber mein sittliches Bewußtsein habe ich darüber nicht eingebüßt.

Ich darf nicht klagen!

Rüdiger blickte aus dem wogenden Gedränge hinaus und zum klaren Frühlingshimmel empor. Mitten in der Fülle des ersehnten Lebens hatte er die Versöhnung für sein umgrenztes, abseits liegendes Dasein gefunden.

Er war inzwischen unvermerkt bis zur Leipziger Straße gelangt, und wieder

hemmte die angestaute Menschenfluth seine Schritte. Während aber damals bloße Neugier die Vorübergehenden gefesselt hatte, beherrschte heute augenscheinlich eine tiefer gehende Erregung die Masse. Ueberall standen Leute in Gruppen zusammen, überall hörte Rüdiger lebhafte Erörterungen, überall sah er eindringliche Geberden. Und bald klang auch an sein Ohr, was die Gemüther bewegte:

„Die Militärvorlage ist abgelehnt — der Reichstag ist aufgelöst worden!"

Rüdiger blieb wie erstarrt stehen.

In den letzten Tagen hatte die Presse allerdings auf die Wahrscheinlichkeit eines solchen gewaltsamen Abschlusses hingewiesen, aber Rüdiger hatte mit unbefangenem Sinne geglaubt, daß vor der Entscheidung das Parlament sich der unübersehbaren nationalen Gefahren bewußt werden müßte, welche eine Ablehnung in sich barg. Die unwiderrufliche Thatsache wirkte gerade in diesem Augenblick beinahe lähmend auf ihn.

Kam solche Entscheidung nun wirklich aus dem Herzen des Volkes, des alten, wehrhaften, kernigen deutschen Volkes?

Rüdiger hätte ein machtvoll tönendes „Nein!“ in das Gewühl hineinrufen mögen.

Zu feilschen und zu makeln, wo es sich um kriegerische Stärke und erhöhtes Ansehen handelte, war nicht deutsche Art. Eine fremde Partei- und Interessenpolitik hatte sich der Volksseele künstlich aufzudrängen gewußt.

Und auch dieser fremde Sinn, dachte Rüdiger, hat seinen Sitz und Mittelpunkt in der Hauptstadt. Von hier aus werden vornehmlich die Kreise gezogen, die sich dann über das weite, freie Land verbreiten.

Was wird nun geschehen?

Von Neuem stehen die Wahlen vor der Thür; heimliche, wühlerische Umtriebe und laute, aufreizende Hetzrufe werden von Neuem den Frieden der Bevölkerung erschüttern; von Neuem werden hüben

und drüben die Waffen geschärft und die Leidenschaften erregt werden. Von Neuem wird jener berechnende Fremdlingsgeist den heiligen deutschen Geist zu unterjochen suchen.

Und welcher wird dann Sieger bleiben?

In schweren Gedanken ging Rüdiger langsam weiter. Sein Großstadtrausch war gänzlich verflogen.

Allmählich trat der Rückschlag der vorhergegangenen Erregung ein. Ihn überkam eine große Mattigkeit, und als er sein Zimmer erreicht hatte, konnte er es an diesem Tage nicht mehr verlassen.

Das Wetter war unfreundlich, und gegen Abend rieselte ein kalter, durchdringender Regen herab. Rüdiger lag auf dem unbequemen, geschweiften Plüschsopha im Innern der Stube, wo es früh finster wurde. Ihn fröstelte trotz der warmen Decke, die seinen Oberkörper einhüllte. Die Zeitung lag ungelesen auf einem Stuhle neben ihm. Draußen tropfte der Regen eintönig und unablässig

gegen die Scheiben. Im Hause war es still; nur ab und zu wurde ein Schritt auf den Treppen laut.

Als der lange, einsame Abend vergangen war und Rüdiger sein Lager aufgesucht hatte, wurde seinem erschöpften Körper und Geiste keine erquickende Ruhe zu Theil. Heftige Schmerzen marterten ihn, bis der erste fahle Morgenschein in's Zimmer drang. Da richtete der Kranke sich mühsam empor und sagte wehmüthig lächelnd vor sich hin:

„Jetzt ist es Zeit, nach Hause zu fahren."

---

## VIII.

Frau Rüdiger hatte die Abwesenheit ihres Mannes zur großen häuslichen Frühjahrsreinigung benutzt. Schon als sie damals vom Bahnhof zurückgekehrt war, hatte der Gedanke, daß sie bei dieser Gelegenheit einmal alle guten Geister der Ordnung und Sauberkeit im Studirzimmer entfesseln könnte, den ersten Balsam in ihren Trennungsschmerz geträufelt. Ehe noch der Abend herangenaht war, hatte jedes Buch seinen Platz verlassen; alle Hefte und Papiere lagen in Waschkörben aufgestapelt; der Fußboden schwamm in reichlicher Feuchtigkeit, und die wackere Hausfrau hantirte in hochgeschürztem Gewande zwischen ihren Helferinnen umher — strahlend vor geschäftigem Eifer.

In solcher ersprießlichen Thätigkeit vergingen die Tage schneller, als sie selbst es vorher für möglich gehalten hatte. Dazwischen gab es auch noch den Geburtstag einer Freundin zu feiern und die Verlobung einer Lehrertochter zu besprechen — Ereignisse, an denen Frau Marie immer den wärmsten, redseligsten Antheil nahm.

Von Rüdiger erhielt sie bald nach seiner Ankunft in Berlin einen kurzen Brief, dessen Inhalt ihr nicht ganz verständlich war. Weder das Ergebniß der ärztlichen Untersuchung, noch der Grund seines längeren Fortbleibens waren in klare Worte gekleidet. Frau Marie tröstete sich mit dem Gedanken, daß der berühmte Arzt den Aufenthalt für nothwendig gehalten hätte, und wurde keinen Augenblick irre an ihrer Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen mit dem Genesenen.

Als sie dann einmal beim Morgenkaffee eine Karte von Rüdiger erhielt, worauf dieser seine Rückkehr für den

Abend desselben Tages ankündigte, durchzuckte ihre Brust zuerst eine Art von Schrecken. Aber im nächsten Augenblick beruhigte sie sich wieder: das Arbeitszimmer war ja beinahe ganz in Ordnung, nur reine Gardinen fehlten noch, aber die konnte sie heute Nachmittag aufstecken. So gab sich denn Frau Marie nach kurzer Ueberlegung mit gutem Gewissen ihrer Wiedersehensfreude hin, die ein lärmendes Echo bei den Kindern fand. „Der Vater kommt heute zurück!“ pflanzte sich als Jubelruf durch alle Räume bis zur Küche fort.

Zur festgesetzten Zeit stand Frau Marie inmitten ihrer Kinderschaar auf dem Bahnhof und sah ihrem Gatten mit dem erhebenden Bewußtsein entgegen, daß ihn daheim eine Häuslichkeit ohne Flecken und Stäubchen erwartete. Als der Zug langsam in die Halle einfuhr, schwenkten die Kinder auf's Gerathewohl ihre Tücher und riefen: „Guten Abend! Guten Abend!“ Da tauchte hinter einem geschlossenen

Coupéfenster ein Antlitz auf, bei dessen Anblick Frau Marie bis in's innerste Herz erschrak — sie glaubte das Antlitz eines Sterbenden geschaut zu haben. Auch die Kleinen sahen einander zweifelnd an und flüsterten:

„War das wirklich der Vater? Er hatte ja so ein schrecklich blasses Gesicht!"

Noch wenige Secunden — dann umringte Alles den Aussteigenden, und Frau Marie lag in seinen Armen. Rüdiger küßte sie mit ungewohnter Innigkeit und sagte:

„Nun, siehst Du, meine gute Alte, da bin ich glücklich wieder angelangt."

„Wie geht es Dir — wie geht es Dir?" stammelte sie.

„Augenblicklich ganz gut," versicherte er und wendete sich den Kindern zu, die sich von allen Seiten an ihn drängten und schmiegten.

Aus dem fröhlichen Durcheinander entwickelte sich allmählich der kleine Zug, welcher der Stadt entgegenwanderte.

Von den Kindern gingen zwei mit dem Handgepäck des Vaters würdevoll voran, während Arnold sich dessen linke Hand gesichert hatte und mit leuchtendem Auge zu ihm aufschaute. Die Uebrigen sprangen wie lustige Hündchen um ihn herum. Rüdiger hatte seiner Frau den Arm geboten, und diese beruhigte sich wieder, als sie ihn so natürlich sprechen hörte und so freundlich lächeln sah. Der Ausdruck nervöser Reizbarkeit und schmerzlicher Entsagung, der ihm lange eigen gewesen, war einer milden, abgeklärten Ruhe gewichen. Frau Marie glaubte sich vorhin getäuscht zu haben und schob den ersten bangen Eindruck auf das fahle Dämmerlicht und vorübergehende Reisemüdigkeit. Auch sie nahm jetzt an der allgemein erhöhten Stimmung Theil und bemerkte kaum, wie schwer ihr Gatte sich beim Gehen auf sie stützte.

Die kleinen Haus- und Schulerlebnisse, welche sich während seiner Abwesenheit zugetragen hatten, wurden ihm

von den Seinigen in lebhaftem Wechsel-
gespräch mitgetheilt. Rüdiger ging auf Alles in ungewohnter Weise ein und hatte selbst für das Geringste ein heiteres, herzliches Interesse übrig. Es störte ihn auch nicht, daß seine Frau viel zu erzählen und wenig zu fragen hatte. Alle Verhältnisse und Persönlichkeiten, die von ihr erwähnt wurden, hatten inzwischen seinen Vorstellungskreis nicht gestreift und begrüßten ihn jetzt mit dem Zauber des Altgewöhnten, Innigvertrauten. Die ganze Alltäglichkeit, aus der er sich sonst so verzweiflungsvoll hinausgesehnt hatte, umfing ihn traulich anmuthend, wie niemals zuvor. Die Zärtlichkeit von Frau und Kindern strömte ihm entgegen wie eine weiche, warme Luftwelle. Ihm war, als kehre er nach jahrelanger Abwesenheit in die Heimat zurück.

„Vater!" rief Mieze in seine Gedanken hinein, „hast Du auch schon gehört, daß der Arnold jetzt ein Drama schreibt?"

Der kleine Bursche wurde purpurroth

und schmiegte sich, wie Hilfe suchend, an Rüdiger.

„Ei, ei,“ erwiderte dieser innerlich ergötzt, „an solche Aufgaben wagst Du Dich schon heran, mein junger Dichter? Was hast Du Dir denn für einen Stoff erwählt?“

„Von Hermann, dem Cherusker,“ riefen die Anderen im Chor. Und kichernd erzählten sie weiter:

„Es ist zum Todtschießen komisch, Vater!“

„Neulich hat er sein Heft in der Wohnstube liegen lassen; da haben wir die besten Stellen auswendig gelernt.“

„Als Arminius die Nachricht vom Vorrücken des Varus erhält, ruft er zweifelnd aus: ‚Auf was beruht sich diese Nachricht?‘“

„Wie der eine deutsche Soldat zum Spioniren ausgeschickt wird, seufzt die gefühlvolle Thusnelda: ‚Ach, wenn sie ihn erkennten, würden sie ihn köpfen!‘“

„Und dann die scenischen Bemerkungen, die sind zu gottvoll! z. B.: Hermann und Thusnelda promenadiren durch den Wald."

„Nun ist's genug," gebot Rüdiger der muthwilligen kleinen Bande und unterdrückte seine eigene Heiterkeit, als er sah, daß Arnold mit Thränen kämpfte. Zärtlich klopfte er dem Knaben auf die heißen Wangen.

„Versucht's nur erst, besser zu machen, ehe Ihr meinen Arnold auslacht — und paßt einmal auf, der wird Euch schon eines Tages zeigen, was er kann!"

„Die Störche sind da — seht, auf dem Neste sitzt ein Storch!" jubelte Karl in diesem Augenblick, und die Aufmerksamkeit war glücklich von Arnold's dichterischen Leistungen abgelenkt.

„Ach, lieber, guter Vater," erzählte dieser nun leise, „als Deine Stube reingemacht wurde und alle Deine Bücher auf dem Corridor standen," Rüdiger schauderte unwillkürlich, „da hab' ich zu-

fällig ein kleines Buch gefunden, und die Mutter erlaubte, daß ich's mitnahm: Hermann der Cherusker von Ferdinand Schmidt. O Vater, das ist so wunderschön! Weißt Du, jetzt gefallen mir die alten Griechen und Römer schon garnicht mehr so gut — es ist da auch erzählt, wie gräßlich unmäßig und schwelgerisch sie zuletzt waren — und nun denke Dir dagegen die prächtigen, einfachen alten Deutschen in ihren Eichenwäldern, die doch den Varus mit seinem großen Heer besiegten. Es ist zu schön — zu schön. Arminius ist bei mir die Hauptperson, und das Drama soll so ähnlich werden, wie Wilhelm Tell von Schiller, auch in fünffüßigen Jamben."

„Und wie weit bist Du denn?"

„Am Ende des zweiten Aufzuges," antwortete Arnold wichtig und ernsthaft.

„Nun, wenn Du fertig bist, freue ich mich schon darauf —"

Rüdiger hielt inne. Es war nicht mehr seine Sache, Zukunftspläne zu ent-

werfen, selbst in Bezug auf ein Kunstwerk seines kleinen Sohnes nicht.

Er mußte immer wieder still stehen und sich umschauen.

Auch die schlichte Natur um ihn her stand jetzt im siegreichen Zeichen des Frühlings. Die Stachelbeer- und Spireenbüsche, welche die kleinen Vorgärten zu beiden Seiten des Weges einrahmten, prangten in vollentfaltetem, jungem Laubschmuck. An den Kastanienbäumen waren über Nacht die dicken, braunen Knospen von den hervorquellenden Blättern zersprengt worden. Und die alten Weiden vor dem Thor standen wie mit einem zartgrünen, duftigen Schleier bedeckt, der bis zum Rande des Wassers niederhing. Von den nahen Aeckern drang würzig-herber Erdgeruch, und aus dem Gebüsch erschallten die langgezogenen, sehnsüchtigen Liebesrufe eines Sprossers. Die Luft war milde und doch kräftig, warm und doch nicht drückend. Gerade im freien Ausblick zwischen den Baumreihen des Weges

stand der Vollmond wie eine große, röthlich-goldene Scheibe.

Die Promenade war noch belebt von Spaziergängern, und als die kleine Gesellschaft sich im Innern der Stadt befand, mehrten sich die Gestalten, die, einzeln oder paarweise und gruppenweise zusammengethan, nach des Tages Mühe und Arbeit in's Freie hinausstrebten. Fast immer waren es wohlbekannte Gesichter, die Rüdiger freundlich zunickten oder sich zum respectvollen Gruße neigten.

„Schönen guten Abend, Herr Oberlehrer! Glücklich von der Reise zurück?"

„Na guten Abend, Rüdiger! Wir haben uns schon ordentlich nach Ihnen gesehnt; man ist ja gar nicht daran gewöhnt, daß Sie Einem so lange fehlen!"

„Ei, Ihr ergebenster Diener, Herr Oberlehrer! Wie war's in Berlin? Prachtvoll, ich kann's mir denken."

„Nun, Rüdiger, glücklich heimgekehrt? Wie steht's mit Deiner Gesundheit, alter Freund? Du mußt Dich doch wohl noch'n

bischen besser herausmachen. Morgen Vormittag spreche ich 'mal bei Dir vor, ich habe allerlei zu erzählen, was Dich interessiren wird."

Auch verschiedene Schüler aus Rüdiger's Klassen gingen vorüber, von denen die älteren ernsthaft und förmlich grüßten, während sich bei manchem jüngeren Bürschchen der Mund ganz breit auseinander zog in dem Vergnügen, den allgemein beliebten Lehrer so unverhofft wieder zu sehen.

Es waren mehrere darunter, deren Art und Begabung Rüdiger warm am Herzen lag.

Er fühlte heute zum ersten Mal, daß er in diesen Kreis hineingehörte und unter diesen Menschen festgewurzelt war.

Jetzt langten sie zu Hause an, und Frau Marie führte ihren Gatten sorglich und zärtlich die niedrige Treppe empor. Das Kindervölkchen polterte hinterdrein und wurde angewiesen, sich sogleich in's Wohnzimmer zu verfügen, wo es statt

des gewohnten Schmalzbrotes zur Feier des Abends Honigsemmeln geben sollte.

Rüdiger athmete tief auf, als er sein Arbeitszimmer betrat und sich in dem altmodischen, behaglichen Sorgenstuhl am Fenster niederlassen konnte.

Er blickte umher.

Hier stand ihm nun das Letzte bevor: das langsame Sterben.

Aber er wußte jetzt, daß die Liebe der Seinen ihm dieses Letzte erleichtern und versüßen würde.

Ein blasser Mondstrahl, der noch mit dem erlöschenden Tageslichte kämpfte, drang in's Zimmer. Die wundervolle, glänzende Scheibe stand über der alterthümlichen Kirche, in welcher Rüdiger eingesegnet und getraut worden war.

Frau Marie eilte inzwischen hin und her, nahm aus dem Koffer alles Nothwendige für ihren Mann heraus und lief in die Küche, um ein paar Erfrischungen und Linderungsmittel herbeizuschaffen, die ihm immer wohl gethan hatten.

Rüdiger's Blicke folgten ihr. Das war die alte geschäftige Unruhe, die ihn früher oft gequält hatte. Aber geschah nicht all' dieses Mühen und Sorgen für ihn, und hatte er nicht in der Ferne den Mangel solcher Pflege schließlich doch bitter empfunden?

Die verblühte Gestalt im schmucklosen, wirthschaftlichen Kleide erschien ihm jetzt als die Verkörperung schlichter, inniger Familienliebe. Die Hand, welche so zärtlich über seine Stirne strich und so labende Speisen zu bereiten wußte, war rauh und verarbeitet, aber es war eine treue Hand. Er kannte genau den Umkreis von Gedanken, welche dieses Haupt, und den Umkreis von Gefühlen, welche dieses Herz in sich barg. Da war Nichts, was über die Sphäre des Hauses hinausging, kein hochgemuthes Aufwärtsstreben, aber auch kein phantastisches Abirren vom Wege der Pflicht. In dem Dasein für die Ihrigen gab diese einfache Natur sich bis zum Grunde aus.

Dazwischen mußte Rüdiger der eigenartigen, begabten Großstädterin gedenken, welche ihm die zerrissenen Tiefen ihres Seelen- und Ehelebens enthüllt hatte.

Als Frau Marie wieder einmal mit einer Frage über sein Befinden an ihn herantrat, lehnte er seinen Kopf an ihre Brust und sagte:

„Gott Lob, daß ich zu Hause bin!"

Sie gab ihm einen herzhaften Kuß.

„Du sollst mal sehen, mein liebes Alterchen, wie schön ich Dich jetzt herauspflegen werde. Hoffentlich kannst Du doch noch ein paar Tage von der Schule fortbleiben? Was hat nun eigentlich der Professor zu Dir gesagt? Aus Deinem Briefe bin ich, offen gestanden, gar nicht klug geworden."

Rüdiger zögerte mit der Antwort.

„Setze Dich doch einmal neben mich, Marie," sagte er leise. „Schreiben wollte ich es Dir nicht, aber — siehst Du: ich fürchte, daß es mit meiner Genesung noch sehr lange dauern wird —"

Die schnellbereiten Thränen stürzten der Frau schon aus den Augen.

„Mein Gott — mein Gott!“ schluchzte sie.

Rüdiger legte die Hand auf ihren Arm.

„Wir wollen ja das Beste hoffen, meine gute Frau, aber — laß uns doch einmal in Ruhe miteinander sprechen — es drückt mir das Herz ab, wenn ich bedenke, was aus den Kindern werden sollte, falls ich — vielleicht bald — von Euch gerufen würde.“

Frau Marie schreckte mit einer abwehrenden Bewegung empor.

„Nein — nein — das ist ja unmöglich — davon sollst Du gar nicht reden —“

„Ich muß,“ sagte Rüdiger matt.

Der Ton traf, und die weinende Frau rang in rührender Weise um Fassung und Haltung.

„Ach, um uns brauchst Du Dir keine Sorgen zu machen, mein einziger, bester Mann,“ brachte sie mühsam hervor,

„wenn der liebe Gott das über uns verhängen sollte — Du weißt ja, Er verläßt die Wittwen und Waisen nicht. Ich bin gesund, ich kann arbeiten, und die Kinder — denen würde der himmlische Vater auch vorwärts helfen, gute Menschen giebt es überall.“

„Ich danke Dir,“ sprach Rüdiger aufathmend. „Was in meinen Kräften stand, habe ich hoffentlich für Euch gethan, und im Uebrigen — Du hast Recht, da müssen wir auf ein günstiges Geschick vertrauen.“

Unwillkürlich gedachte er wieder der Frau, welche sich lieber in glänzendem Elende verzehrte, als daß sie dem Leben, muthig kämpfend, die Stirne bot.

„Ich danke Dir,“ wiederholte er.

Die Frau streichelte und küßte ihn unter Thränen.

„Du sollst Dir aber nicht so trübe Gedanken machen, mein Alterchen,“ flüsterte sie beschwichtigend. „Paß' nur auf: es

wird Alles gut. Du gönnst Dir jetzt ein Bischen mehr Ruhe, als bisher, ich pflege Dich recht schön, und wenn wir dann nachher für die großen Ferien wieder in die Försterei ziehen, kurirst Du Dich in der schönen Waldluft vollständig aus. Nicht wahr, so wird's gemacht?"

Er nickte ihr lächelnd zu.

„Und nun entschuldige nur einen Augenblick: ich habe Willy versprochen, ihn noch die lateinischen Vocabeln zu überhören. Sonst sind die Jungens ja um diese Zeit immer mit ihren Schularbeiten fertig, aber heute kam der Gang nach dem Bahnhof dazwischen, weißt Du —"

Als sie davongehuscht war, sah Rüdiger, wie an dem Tage seiner Abreise, Arnold auf der Schwelle stehen. Aber auf dem Gesichte des Knaben lag jetzt ein tiefer, fremder Ernst, und die Art, in welcher er sich dem Vater auf dessen Wink langsam näherte, hatte Etwas von ehrfürchtiger Scheu.

„Was fehlt Dir, liebster Junge?“ fragte Rüdiger. „Ist der kleine Kopf wieder von ganz Besonderem eingenommen, vom neuen Drama vielleicht?“

Arnold schmiegte sich an den Vater, und dieser fühlte den Körper des Kindes zittern.

„Du bist krank!“ rief er erschreckt.

„Nein,“ flüsterte der Knabe, „ich hörte — bitte, sei nicht böse — ich wollte ganz gewiß nicht lauschen — aber Du sprachst mit der Mutter — ach, lieber Vater, Du sprachst vom Sterben!“

Arnold war bleich geworden und schauderte beim letzten Worte von Neuem zusammen. Dann kam es wie ein Schrei aus gepreßter Kehle:

„Vater, ist's denn wahr?“

In Ton und Blick lag so leidenschaftlicher Ernst und so eindringliches Forschen, daß Rüdiger nicht, wie seiner Frau gegenüber, eine ausweichende Beschwichtigung anzuwenden vermochte. Er nahm den Knaben auf seine Knie und

zog ihn an sich, bis er das starke Klopfen des kleinen Herzens spürte. Im blassen Mondlicht saßen Beide ein paar Minuten still gegeneinander gelehnt. Dann sagte der Vater:

„Ja, Arnold, ich bin krank zum Tode."

„Wie ist das mit dem Tode?" fragte Arnold in thränenloser, fiebernder Erregung. „Wenn ich Abends im Bette liege und es ganz finster ist, dann muß ich so oft an's Sterben denken. Ach, Vater, Vater, wenn man nun im Grabe ist und hat die kalte, schwere Erde über sich — und wenn man sich fürchtet und um Hilfe schreit, kann's Niemand hören —"

„Nein, beruhige Dich, mein Arnold. Der Körper, der in's Grab gelegt wird, fühlt keine Furcht und Schmerzen, fühlt überhaupt Nichts mehr."

„Aber das bin ich doch noch," beharrte der Knabe ängstlich."

„Nein, das bist Du nicht mehr —"

„Aber wenn wir Kränze zum Kirchhof trugen, hast Du doch so oft zu uns ge-

sagt: Hier unter dem Hügel schläft der liebe Großvater. Weshalb sprachst Du so, wenn es doch nicht mehr der Großvater war?"

„Du hast Recht, Arnold," sagte Rüdiger nach kurzem Zögern. „Aber siehst Du: in der lebendigen Persönlichkeit ist das Körperliche und Geistige so untrennbar verschmolzen, daß man sich beim Verstorbenen schwer von der Vorstellung losmachen kann, in der theuern Form auch noch das Wesen weiter zu lieben. Aber dennoch — die Seele ist's, die den eigentlichen Menschen ausmacht, Arnold, nicht der Körper."

Der Knabe schwieg eine Weile.

„Vater," hub er dann scheu und leise an, „ist es wahr, daß die Seele nachher zu Gott in den Himmel kommt? Ist das wirklich wahr? Ich kann es mir gar nicht vorstellen."

Wieder zögerte Rüdiger. Der gequälte Blick des Kindes hing an seinen Lippen und flehte um ehrliche Auskunft.

„Gott hat den Schleier der Zukunft nicht für uns gelüftet, Arnold. Wir wissen nicht, wie es da droben aussieht und was für ein Dasein uns dort bereitet ist; wir können uns nur — Jeder nach seiner besonderen Natur — eine Ueberzeugung, einen Glauben, eine Hoffnung der Unsterblichkeit bilden. Es giebt Leute, die sagen und schreiben, daß mit dem Tode Alles zu Ende sein muß, weil es kein geistiges Leben und Bewußtsein ohne körperliche Vorgänge geben kann. Sie stützen sich auf die moderne Naturwissenschaft. Du kannst mich jetzt noch nicht verstehen, aber wenn Du älter geworden bist, wirst Du diese Anschauung in Dir durchkämpfen, Dich mit ihr auseinander setzen müssen. Und dann, mein Sohn, erinnere Dich meines Wortes: ich habe sie redlich durchdacht und glaube dennoch fest und unverbrüchlich daran, daß Etwas in uns den irdischen Tod überdauert. Ich glaube, daß die unmittelbare Sehnsucht, welche die Mensch-

heit zur Gottheit emporzieht, nicht lügen kann."

Arnold hatte mit verhaltenem Athem gelauscht, und jetzt meinte Rüdiger förmlich zu sehen, wie es hinter der klaren, jungen Stirn arbeitete.

„Ich kann mir das doch gar nicht vorstellen mit dem Körper und der Seele," sagte der Knabe endlich schwer aufseufzend.

„Lerne ein Geheimniß schweigend ehren, so lange Du es nicht erforschen kannst, geliebter Sohn."

„Das kann ich nicht — ich habe gar keine Ruhe vorher."

Plötzlich erhellten sich Arnold's Züge, wie von jäher, innerer Freude durchstrahlt, und die peinvolle Anspannung der kindlichen Gedankenkraft ließ sichtlich nach. Er drängte sich noch dichter an den Vater heran, versteckte das Gesicht und flüsterte ihm in's Ohr:

„Ach, jetzt ist mir eben Etwas eingefallen. Sieh, wenn die Mutter mir mein Haar abschneidet, dann fällt es

doch auf die Erde, und ich weiß gar nicht mehr, was damit geschieht — ob es aufgehoben oder fortgeworfen wird. Und früher gehörte es doch zu mir und that mir weh, wenn daran gezerrt und gezogen wurde. So fällt beim Tode gewiß mein Körper von mir ab, und ich selbst bin dann ganz die Seele und — ach, Vater, wenn die Seele nun nach oben kommt, wo Alles so herrlich ist, denkt sie vielleicht: wie dumm und klein bin ich doch gewesen, daß ich mich vor dem Sterben geängstigt habe. Was meinst Du? So kann es doch sein, nicht wahr?“

Rüdiger nahm den Kopf des Knaben zwischen seine beiden Hände und schaute ihm lange und tief in die Augen. Er verstand darin zu lesen und aus den innig unbeholfenen Worten die treibende Kraft herauszufühlen. Nicht eigentliche Betrübniß über den drohenden Verlust, nicht persönliche Furcht war so gewaltsam in diese keimende, sprossende Gedankenwelt eingebrochen. Die Vorstellung des

Scheidens und Entbehrens konnte die junge Seele noch nicht fassen, aber sie tastete und räthselte an dem gewaltigen Geheimniß herum, das in ihrer Nähe emporgestiegen war — von unpersönlichem Erkenntnißdrange erregt und aufgescheucht.

Und gerade dies empfand Rüdiger als etwas Herrliches, das ihm die Brust weit und die Augen feucht machte.

Was er an seinem Weibe vermißt und entbehrt hatte, was in ihm selber hatte langsam verkümmern müssen, das leuchtete ihm hier wie eine Verheißung entgegen.

„Gott segne Dich, mein Junge. Vielleicht wirst Du mal einer von den Großen, die wir so nöthig haben. Vielleicht steckt in Dir der Mensch mit dem goldenen Herzen, mit dem starken Willen und dem künstlerischen Geiste, der das ganze, volle Leben durchdringt und gestaltet, ohne von ihm besiegt zu werden!"